

Jan Philipp Altenburg

Perspektiven der Stadtforschung

Neue Studien zur Stadt um 1900

Die stadthistorische Forschung ist mit der zunehmenden Verschränkung von Disziplinen und Methoden und der Ausweitung ihrer Perspektiven in den letzten Jahren immer unübersichtlicher geworden. Diese Unübersichtlichkeit spricht allerdings nicht gegen, sondern gerade für stadtorientierte Forschungsarbeiten, da sie ihre vielfältigen Möglichkeiten und Potenziale bestätigt. Wenn man die Tendenzen der Forschung zusammenfasst, scheinen mir nunmehr vier Aspekte besonders ausgeprägt zu sein. Grundlegend ist eine zeitliche Verlagerung festzustellen: von der Phase der (europäischen) Hochurbanisierung zwischen 1850 bis 1914 auf die in weltgeschichtlicher Perspektive eigentliche Phase der Urbanisierung im 20. Jahrhundert.¹ Diese zeitliche Verlagerung wird begleitet von einer territorialen Ausweitung, die nicht länger die westeuropäische und nordamerikanische Stadtgeschichte als vorrangig betrachtet, sondern sich der (vergleichenden) Analyse von und mit Städten außerhalb der westlichen Welt widmet.² Des Weiteren haben die klassischen sozial-, wirtschafts-, politik- und planungshistorischen Ansätze eine umfassende Erweiterung um qualitative Fragestellungen zur »inneren Urbanisierung« (Gottfried Korff) erfahren, indem vor allem Theorien und Methoden aus dem Bereich der *cultural turns* in städtische Analysen integriert wurden.³ Und schließlich, sowohl unter Einfluss der fachwissenschaftlichen Perspektivenerweiterungen wie auch der aktuellen Stadtentwicklung, lässt sich eine zunehmende Entgrenzung des Untersuchungsfeldes »Stadt« konstatieren. Der Blick auf die Stadt konzentriert sich nicht länger auf die gebaute Kernstadt, sondern bezieht Prozesse der Suburbanisierung, Medialisierung und Virtualisierung ein und analysiert das Beziehungsgeflecht von Stadt und Umland sowie die imaginierte und erzählte Stadt und deren Bedeutung für das städtische Leben.⁴

Im Folgenden möchte ich eine Reihe neuerer Publikationen zur Geschichte der Stadt um 1900 insbesondere daraufhin befragen, mit welcher Perspektive sie sich der Stadt nähern. Die Auswahl der Publikationen erhebt bei der extremen Breite der stadthistorischen Zugriffe nicht den Anspruch, repräsentativ zu sein, gleichwohl deuten sich in einer solchen Stichprobe Entwicklungslinien der Forschung an. Grundlegend scheint die Stadtforschung darin auseinander zu gehen, mit welcher Weite der Blick auf die Stadt gerichtet wird, ob

1 Vgl. dazu einleitend *Friedrich Lenger*, Einleitung, in: *ders./Klaus Tenfelde* (Hrsg.), *Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung, Entwicklung, Erosion*, Köln/Weimar etc. 2006, S. 1–21. Vgl. auch *Dirk Bronger*, *Metropolen, Megastädte, Global cities. Die Metropolisierung der Erde*, Darmstadt 2004.

2 Vgl. beispielsweise *Wolfgang Schwentker* (Hrsg.), *Megastädte im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006; *Manfred Hildermeier*, *Die russische Stadt – Subtyp europäischer Entwicklung?*, in: *Lenger/Tenfelde*, S. 45–60; *Rainer Lindner*, *Unternehmer und Stadt in der Ukraine, 1860–1914. Industrialisierung und soziale Kommunikation im südlichen Zarenreich*, Konstanz 2006.

3 Vgl. dazu das Kapitel »Urbane Topographien der Kommunikation« in *Alexander C. T. Geppert/Uffa Jensen/Jörn Weinhold* (Hrsg.), *Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2005. Zu den *cultural turns* vgl. insbesondere für die Geschichtswissenschaft *Ute Daniel*, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt/Main 2004. Fachübergreifend ist *Doris Bachmann-Medick*, *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek 2006.

4 Neben einer Reihe an hier besprochenen Büchern vgl. vor allem *Edward W. Soja*, *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other real-and-imagined places*, Malden 2005.

Städte auf ihre strukturelle Typologie oder ob Teile beziehungsweise Aspekte der Stadt auf ihr inneres Funktionieren hin befragt werden (I). Gerade um 1900 ist dieses »Funktionieren der Stadt« weitreichenden Veränderungen unterworfen gewesen. Forschungsarbeiten zur Stadt um 1900 konzentrieren sich infolgedessen einerseits auf Aspekte, die sich unter dem Begriff der Modernisierung subsumieren lassen, andererseits setzen sie sich mit den Entwicklungen der Suburbanisierung und Medialisierung auseinander, die in dieser Zeit ihre Stadtraum verändernden Wirkungen entfalten (II). Der sich wandelnde Stadtraum wird in der Forschung meist in öffentlichen und privaten Raum unterteilt. Dessen Formen und Veränderungen werden hierbei nicht nur aus sozial- und kulturhistorischer, sondern vor allem aus planungs- und architekturgeschichtlicher Perspektive intensiv diskutiert (III). In Anknüpfung an aktuelle sozial- und kulturwissenschaftliche Theorien wird zudem besonders die Rolle der handelnden Akteure, die sich den Stadtraum aneignen, hervorgehoben.⁵ In dieser Frage finden vor allem die Aspekte Raum, Narrativ und Netzwerk Eingang in die Analysen städtischer Formen des Zusammenlebens (IV).

I. (TEIL-)ANALYSE DER STADT

Eröffnen möchte ich die Reihe der Besprechungen mit der achten Ausgabe des Historischen Forums des Internetportals Clio-Online. Unter dem Oberthema »Das Ende der Urbanisierung? Wandelnde Perspektiven auf die Stadt, ihre Geschichte und Erforschung« vereinen sich zehn Beiträge, die neue Ansätze zur Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts vorstellen. Die Themen, die von einer »interdisziplinären Suburbanisierungsforschung« (Meik Woyke) über theoretische Überlegungen zu einer »Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionsräume« (Moritz Föllmer/Habbo Knoch) bis zur »Virtualität postmoderner Städte« (Stefan Haas) reichen, werden vergleichsweise knapp abgehandelt. Dies ist dem Format allerdings nicht als Nachteil anzurechnen, da der Leser auf diese Weise einen konzisen Einblick in verschiedene Bereiche der Stadtforschung zum 20. Jahrhundert erhält. Dem Thema des Forums verpflichtet, greifen die Beiträge die zurzeit gängigen Krisendiagnosen der (europäischen) Stadt im 20. Jahrhundert auf und argumentieren relativ geschlossen gegen diese Diagnosen. Friedrich Lenger warnt vor einer vereinfachenden Pauschalisierung, wenn der europäischen Stadt mit den Schlagworten *Amerikanisierung* und *Globalisierung* düstere Entwicklungen prognostiziert werden, die »weitestgehend einer historischen Tiefendimension oder [...] empirisch gehaltvollen Bestandsaufnahmen« (S. 9) entbehren.⁶ *Suburban sprawl, gated communities* oder soziale Polarisierung der städtischen Bevölkerung, wie sie sich in einigen amerikanischen Städten abzeichnen, ließen sich nicht ohne Weiteres auf die unterschiedlichen Entwicklungen in Europa übertragen. Der vereinfachenden »Gegenüberstellung (vermeintlicher) europäischer und nord-amerikanischer Charakteristika der Stadtentwicklung« müsse daher »eine differenzierte historische Analyse des demographischen und ökonomischen, des stadträumlichen und sozialen, baulichen und kulturellen Wandels« (S. 17) entgegengestellt werden. An erster Stelle stehe hierbei eine differenzierte Analyse europäischer Städte, da der propagierte Idealtypus der europäischen Stadt süd- und osteuropäische Entwicklungen und Strukturen geflissentlich ausblendet.

5 Zur Problematisierung des Begriffes der Aneignung: *Marian Füssel*, Die Kunst der Schwachen. Zum Begriff der Aneignung in der Geschichtswissenschaft, in: *Sozial.Geschichte* 21, 2006, S. 7–28.

6 *Friedrich Lenger*, Die Zukunft der europäischen Stadt, in: *Karsten Borgmann/Matthias Bruhn/Sven Kuhrau* u. a. (Hrsg.), *Das Ende der Urbanisierung? Wandelnde Perspektiven auf die Stadt, ihre Geschichte und Erforschung* (Historisches Forum, Bd. 8), Berlin 2006, 162 S., e-book, kostenlos, S. 7–18.

Während Lengers Perspektive sich auf die Stadt als solche richtet und mit einem weiten Spektrum Strukturen von Stadttypen in den Blick nehmen möchte⁷, konzentriert Meik Woyke sich auf die Analyse eines bestimmten Aspektes der Stadt, den suburbanen Raum⁸, der häufig in Feuilletondebatten kritisiert worden ist. Er sei, so fasst Woyke diese Kritik zusammen, eine Grauzone der Stadtentwicklung, ein konturloser und Landschaft vernichtender Siedlungsbrei. In den letzten Jahren hat die Entgrenzung des Städtischen vonseiten der historischen Forschung verstärkt Aufmerksamkeit erfahren. Wurde die Suburbanisierung in der stadthistorischen Forschung unlängst als »Transformation des städtischen Raumgefüges«⁹ anerkannt, konstatiert Woyke hingegen, dass die »subjektiven Dimensionen der Suburbanisierung« (S. 26) hierbei unterbelichtet geblieben seien. Die Forschung konzentrierte sich meist auf »städtebauliche, architektonische und planungsgeschichtliche Aspekte« (S. 20). Der subjektiven Dimension der Suburbanisierung nähert sich Woyke über eine »Erfahrungsanalyse«, »differenziert nach den verschiedenen Bevölkerungsgruppen im suburbanen Raum«, von Berufspendlern und ihren Ehefrauen über Kinder und Jugendliche bis hin zu Senioren (S. 26). Das Quellenkorpus, das von Lokal- und Regionalzeitungen, über Ortschroniken, Erinnerungsberichten, Schülerzeitungen und Imagebroschüren bis zu Zeitzeugeninterviews reicht, ist vielversprechend, wobei eine vergleichende Ausweitung über das nördliche Umland Hamburgs hinaus wünschenswert wäre, um Besonderheiten lokaler Entwicklungen besser konturieren zu können. Deutlich wird in jedem Fall die von Lenger abweichende Betrachtungsperspektive, der es nicht um Strukturen verschiedener Stadttypen geht, sondern vielmehr um die Analyse eines spezifischen Aspektes von Stadt, der für die Untersuchung der »ganzen« Stadt Hamburg und für Vergleiche fruchtbar gemacht werden kann.

Die Hinwendung von der Analyse der Stadt zur Teilanalyse der Stadt (nicht Stadtteilanalyse!), wie sie sich an den Beiträgen Lengers und Woykes exemplarisch zuspitzen lassen, ist durch einen Wandel auf methodisch-theoretischer Ebene bedingt, der sich vor allem durch die Hinwendung zur Untersuchung handelnder Akteure auszeichnet. Auch Anne Brandl knüpft in ihrem Beitrag an diesen Wandel an, indem sie die Krisendiagnosen der Stadtentwicklung (aus stadtplanerischer Perspektive) auf einen veralteten Stadtbegriff zurückführt.¹⁰ Sie schlägt vor, diesen Stadtbegriff auszuweiten und sich von überkommenen Idealen einer wachsenden Stadt als fortschrittlicher Stadt abzuwenden. Es gelte, »sich von den tradierten Denkmustern zu verabschieden und nach einer Neukonstitution des Städtischen zu suchen« (S. 39). Baulich-räumliche und quantitative Aspekte sollten durch soziokulturelle, qualitative und handlungsorientierte Aspekte ersetzt werden. »Nach diesem Verständnis entsteht Stadt durch Interaktion zwischen verschiedenen Akteuren im städtischen Raum oder durch das Wechselspiel von Bewohnern und gebauter Umwelt« (S. 45). Der Vorschlag Brandls zielt darauf ab, akteursorientierte Handlungspraktiken einem neuen Stadtbegriff zuzuführen. Der Verzicht auf das Verständnis von Stadt als gebautes Objekt, das sich durch Zentralität, Größe, Dichte und Mischung aus-

7 So auch Lenger, Einleitung.

8 Meik Woyke, Einfamilienhausidyllen, Shopping-Center, Golfplätze. Grundzüge der interdisziplinären Suburbanisierungsforschung und erfahrungsgeschichtliche Perspektiven, in: Borgmann/Bruhn/Kuhrau u. a., S. 19–31.

9 Gerd Kuhn, Suburbanisierung in historischer Perspektive, in: Clemens Zimmermann (Hrsg.), Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert (Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, Bd. 4), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006, 174 S., geb., 34,00 €, S. 61–81, hier: S. 64.

10 Anne Brandl, Schrumpfung – Niedergang oder Neuschöpfung des Städtischen? Plädoyer für eine Erweiterung des Stadtbegriffs, in: Borgmann/Bruhn/Kuhrau u. a., S. 33–48. Einen knappen Überblick über verschiedene Stadtbegriffe gibt Klaus Tenfelde, Die Welt als Stadt? Zur Entwicklung des Stadt-Land-Gegensatzes im 20. Jahrhundert, in: Lenger/Tenfelde, S. 233–264, hier: S. 238–241.

zeichnet¹¹, passt in das Konzept der »Zwischenstadt« von Thomas Sieverts.¹² Brandl möchte die Stadt von der räumlichen Dichte genauso abkoppeln wie Sieverts in seinem Konzept den Begriff der Urbanität von der Dichte abgekoppelt hat.¹³ Er definiert Urbanität als eine kulturell-gesellschaftliche Lebensform, die sich durch eine tolerante, weltoffene Haltung und nicht eine besondere städtebaulich-räumliche Struktur auszeichnet.¹⁴ Der Vorschlag Brandls ist daher nicht gänzlich neu und wird in aktorsorientierten Arbeiten zur Stadt und zum Stadtraum bereits umgesetzt, beispielsweise in Martina Löws raumsoziologischen Forschungen.¹⁵

In eine ähnliche Richtung weist auch der Beitrag von Moritz Föllmer und Habbo Knoch.¹⁶ Föllmer und Knoch knüpfen in ihrem Artikel an aktuelle raumtheoretische Debatten an und erweitern diese in einem Stadtforschungskonzept der *Grenze*. Sie plädieren für eine »Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionsräume«, die mit dem Konzept der Grenze Schnittstellen in den Blick nehmen soll, »an denen sich die Spezifik der modernen Stadt konkretisieren lässt« (S. 87), und zwar auf der Mikro- und Mesoebene. Der Fokus auf die Grenze erlaube eine analytische Verbindung von Perspektiven auf unterschiedliche soziale und kulturelle Milieus einer Stadt. So unterschied sich zum Beispiel die räumliche Privatheit des Bürgertums im 19. Jahrhundert grundlegend von der der Arbeiterklasse, in der durch Schlafgänger und Gemeinschaftstoiletten »Zugehörigkeit und Respektabilität weniger räumlich fixiert« waren und »in Interaktionen auf engem Raum ausgehandelt« (S. 89 f.) werden mussten. In dem fluiden Charakter der Grenzen würde »die Wandelbarkeit urbaner Modernität deutlich« (S. 97). Knoch und Föllmer entscheiden sich damit ähnlich wie Woyke gegen eine Analyse der Stadt als Ganzes und sprechen sich für eine Teilanalyse der Stadt aus, in der die Makroebene »Stadt« eine nachrangige Rolle spielt.

Diese Abkehr von einer weiten Perspektive auf die Stadt sowie von dem Kriterium der Dichte als Merkmal der Stadt¹⁷ wird von Gerd Held in seiner Dissertation »Territorium und Großstadt. Die räumliche Differenzierung der Moderne« intensiv diskutiert.¹⁸ Held versucht in seiner Arbeit eine theoretische Fassung der Großstadt und dies nicht durch eine variierte Zusammenführung des aktuellen stadtraumtheoretischen Kanons von Pierre Bourdieu über Henri Lefebvre bis Martina Löw, sondern durch einen neoklassischen Ansatz mit Rückgriffen auf Max Weber, Werner Sombart und vor allem Georg Simmel.

11 *Walter Siebel*, Einleitung: Die europäische Stadt, in: *Walter Siebel* (Hrsg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt/Main 2004, S. 11–50.

12 *Thomas Sieverts*, *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, Braunschweig 1999.

13 Vgl. dazu *Gerd Held*, *Territorium und Großstadt. Die räumliche Differenzierung der Moderne*, Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, 409 S., brosch., 49,00 €, hier: S. 350–363.

14 *Sieverts*, S. 32–37.

15 *Martina Löw*, *Raumsoziologie*, Frankfurt/Main 2001. Besonders deutlich wird die aktorsorientierte Teil-Analyse der Stadt in Löws jüngeren Studien zur Prostitution, die an die Methoden der *Chicago School of Sociology* erinnern. Vgl. *Martina Löw*, *Prostitution – Power Relations between Space and Gender*, in: *Helmuth Berking/Sybille Frank/Lars Frers* u. a. (Hrsg.), *Negotiating Urban Conflicts. Interaction, Space and Control*, Bielefeld 2006, S. 139–152. Vgl. hierzu auch die Besprechung von *Ralf Thies*, *Ethnograph des dunklen Berlin*. Hans Ostwald und die »Großstadt-Dokumente« (1904–1908), Böhlau Verlag, Köln/Weimar 2006, 344 S., geb., 39,90 €, in diesem Beitrag.

16 *Moritz Föllmer/Habbo Knoch*, *Grenzen und urbane Modernität. Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionsräume*, in: *Borgmann/Bruhn/Kuhr* u. a., S. 85–100.

17 Einen konzisen Überblick zum Begriff der Dichte in der Stadtsoziologie gibt *Erika Spiegel*, *Dichte*, in: *Hartmut Häußermann* (Hrsg.), *Großstadt. Soziologische Stichworte*, Opladen 2000, S. 39–47.

18 *Held*.

Gerd Held strebt an, das »größtstädtische Allgemeine« (S. 331) beschreibbar zu machen, das er in der neueren Sozialtheorie verloren glaubt. Im Kontext der »Auflösung von Agglomeration« (S. 350) im 20. Jahrhundert habe eine Neudefinition von Urbanität stattgefunden, die, wie einige Beiträge des Historischen Forums bestätigen, das Merkmal der räumlichen Dichte aus der Definition entfernt. Nach Held wird Dichte im 20. Jahrhundert zunehmend als Notlage verstanden. Dabei sei die Dichte der Großstadt ein zu Unrecht gescholtenes Übel gegenüber dem oftmals positiv konnotierten suburbanen (»grünen«) Raum, obwohl gerade dieser das ökologische System belastet. »Daß in der Gestaltung von Dichtesituationen eine eigene Kunstfertigkeit und moralische Größe des Menschen bestehen könnte« (S. 351), wird nach Held in aktuellen Diskussionen um die Großstadt ausgeschlossen. Dies habe seiner Meinung nach insofern Auswirkungen auf die Forschung, als Raumstrukturen der Dichte in ihrer Bedeutung für städtisches Leben kaum noch Berücksichtigung fänden. In dieser Hinsicht lässt sich Helds Dissertation als Gegenkonzept zu Thomas Sieverts »Zwischenstadt« lesen.

Gerd Held entwickelt seine Thesen aufbauend auf einer nicht immer leicht zu erschließenden dreihundertseitigen Analyse der »räumlichen Differenzierung der Moderne«. Diese erfasst er im Wesentlichen durch den Gegensatz von Territorium und Großstadt. Während Held unter dem Territorium einen ausschließenden Raum versteht, der Tendenzen dazu hat, sein Inneres zu homogenisieren, sieht er unter Großstadt einen einschließenden Raum, der Heterogenität fördert. Großstädte seien sowohl Teil eines Territoriums, gingen aber zugleich durch globale Verflechtungen weit darüber hinaus. Frankfurt am Main sei beispielsweise regionale Hauptstadt und globale Weltstadt zugleich.

Interessant für stadthistorische Untersuchungen ist insbesondere Helds Verweis auf die technischen und institutionellen Rationalitäten des Stadtraums. Held betont die Bedeutung der Dichte einer Großstadt für das Stadtleben. Verdichtung ist bei Held »nicht nur eine bestimmte Wahrnehmung und die subjektive Verarbeitung von Eindrücken, sondern ein Ordnungsprinzip« (S. 250), das in Bereichen wie dem Arbeitsmarkt oder der politischen Exekutive zum Tragen komme. Menschen tauchen nicht einfach in das Gewühl der Großstadt ein, sondern machen dies in einer bestimmten Rolle oder Funktion, »als Arbeitssuchende oder Hoheitsträger« (ebd.). Held verdeutlicht dies mit einem klassischen Beispiel von Adam Smith, nämlich dem Lastenträger in London, der zwar nur einen kurzen Moment in der Wertschöpfungskette einnimmt, aber durch Aufstellung an spezifischen Orten »materiell und wissensmäßig im Markt« (ebd.) ist. Erst die Raumform der Dichte kreiere die Tätigkeit und Funktion dieses Lastenträgers im großstädtischen Flickenteppich des Warenaustausches. »Der [dichte] Raum [...] ist seine Betriebsstätte und sein Marktplatz« (ebd.).

Nun gibt es nicht nur eine Form der Dichte. Als Typologie schlägt Held *Agglomeration*, *Central Place* und *Gateway* vor. Während die Agglomeration die Konzentration von Betrieben und/oder Haushalten bezeichnen soll, zielt der *Central Place* auf temporäre Dichte ab, auf Orte, an denen sich das Publikum nur vorübergehend bildet, wie beispielsweise an Universitäten oder Theatern. Hier unterscheidet sich Konzentration von Zentralisation. Der *Gateway* dagegen verbindet zwei unterschiedliche Gebiete und so seien *Gateway Cities* stark von Transporttätigkeiten, Logistik, Lagerung und Großhandel bestimmt. »Die Gateways sind notwendig, soweit es größere und in der Welt ungleich verteilte Heterogenitäten gibt« (S. 337).

Held geht es in seinen Ausführungen weniger um Inhalte einzelner Stadtgeschichten, sondern vielmehr um »raumstrukturelle Logiken der Form« (S. 339). Dass er hierbei viele Aspekte der neueren Urbanisierungsforschung insbesondere mit Blick auf Medialisierung und Wahrnehmungsmuster nicht erfasst, liegt in der Art seines theoretischen Zugriffs begründet. Doch auch wenn einige Leerstellen festzustellen sind, sind Helds Anregungen zur Berücksichtigung großstädtischer Formen der Dichte durchaus nachvoll-

ziehbar. Das Potenzial dieser Perspektive auf die Stadt, wie Held festhält, scheint noch nicht ausgeschöpft und wurde in der neueren Stadtforschung zugunsten von Teilanalysen der Großstadt vernachlässigt.

II. WANDEL DES STADTRAUMES IN DER MODERNE

Die Beiträge des Sammelbandes von Clemens Zimmermann zu »Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert«¹⁹ knüpfen gleichermaßen an zentrale Debatten um den Stadtraum an und widmen sich einerseits dem Ausgreifen der Stadt auf das Umland im Prozess der Suburbanisierung und andererseits der Bedeutung städtischer Medien für das urbane Leben. Um die Beiträge des Bandes in die aktuellen Theoriedebatten des *spatial turn* einzubetten, greift Zimmermann in seiner Einleitung zentrale Begrifflichkeiten von Pierre Bourdieu und Anthony Giddens auf und legt dem Konzept des Sammelbandes einen »dynamischen Begriff des Raumes« (S. 7) zugrunde. Der städtische Raum sei »durch Handeln und – historisch wachsend medial vermittelte – Kommunikation immer wieder neu konstituiert, modifiziert, erweitert oder verkürzt« (S. 8) worden.²⁰

Im ersten Themenkomplex des Sammelbandes, der Suburbanisierung, wird von den Autoren dieser theoretische Ansatz des dynamischen Raumes nur bedingt aufgegriffen. Die Autoren legen vielmehr Wert auf die strukturellen Entwicklungen des Raumgefüges.²¹ Während Tilmann Harlander und Gerd Kuhn überblicksartig die Entwicklung der westdeutschen Suburbanisierung nachzeichnen, widmet sich Christoph Bernhardt den »Varianten im Umgang mit explosivem Stadtwachstum« (S. 59) am Beispiel von Berlin und Paris. Tilmann Harlander blickt vor allem auf städtebauliche Leitbilder, während Gerd Kuhn in einem weiteren Spektrum soziale, kulturelle und planerische Faktoren des Suburbanisierungsprozesses berücksichtigt. Fragen in Bezug auf die Konstitution von (suburbanem) Raum durch Handlungspraktiken werden in erster Linie nur angeregt, nicht analytisch erfasst, so beispielsweise von Kuhn, der auf die kulturellen Dimensionen der Suburbanisierung, wie die Entstehung neuer städtischer Kommunikationsformen und Lebensstile oder die Ausdifferenzierung neuer »Öffentlichkeitskulturen« (S. 64) hinweist. Dennoch zeigen die Autoren in dichter Anknüpfung an die von Tilmann Harlander und anderen herausgegebene Geschichte des suburbanen Städtebaus eine deutsche Tradition der Suburbanisierung auf²², die mit einer zunehmenden Idealisierung des »grünen«, offenen Wohnens einherging. Ob dieser Suburbanisierungsprozess nun als typisch europäische Tradition bezeichnet werden kann, wie dies Heinz Reif in seiner Rezension zur besagten Geschichte des suburbanen Städtebaus getan hat²³, ist mit dem warnenden Hin-

19 Zimmermann, Zentralität.

20 Zur Kritik an dieser sehr allgemeinen Fassung des städtischen Raumes vgl. Hagen Schulz-Forberg, Rezension zu: Clemens Zimmermann (Hrsg.), Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006, in: H-Soz-u-Kult, 2. November 2007, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2007-4-096>> [15. Mai 2008].

21 Tilmann Harlander, Zentralität und Dezentralität – Großstadtentwicklung und städtebauliche Leitbilder im 20. Jahrhundert, in: Zimmermann, Zentralität, S. 23–40; Christoph Bernhardt, Zwei Wege der Suburbanisierung im frühen 20. Jahrhundert, in: ebd., S. 41–59; Gerd Kuhn, Suburbanisierung in historischer Perspektive, in: ebd., S. 61–81. Der Artikel von Bernhardt wird im Inhaltsverzeichnis des Bandes unter dem Titel »Stadtwachstum zwischen Dispersion und Integration: Die Beispiele Groß-Berlin und Paris 1900–1930« aufgeführt.

22 Tilmann Harlander/Harald Bodenschatz/Gerhard Fehl u. a. (Hrsg.), Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, Stuttgart/München 2001.

23 Heinz Reif, Rezension zu: Tilmann Harlander/Harald Bodenschatz/Gerhard Fehl u. a. (Hrsg.), Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, München 2001, in: H-Soz-u-Kult, 4. Februar 2002, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/GA-2002-006>> [15. Mai 2008].

weis Friedrich Lengers vor vereinfachenden Pauschalisierungen der Stadtentwicklung zu hinterfragen.

Die vier Beiträge des Sammelbandes, die sich mit der Medialisierung der Städte auseinandersetzen, umfassen die Medien Radio, Zeitung und Kino. Der aus medienhistorischer Perspektive äußerst interessante Beitrag Andreas Fickers zur Entwicklung des Radios schafft es leider nicht deutlich zu machen, inwiefern dieses Medium Einfluss auf das urbane Leben ausgeübt hat.²⁴ Seine Deutung des Einsatzes von Stadtnamen als Hilfsmittel bei der Radiosendereinstellung als »symbolische Aneignung der Welt« (S. 99) kommt über diese Feststellung selbst nicht hinaus.

Karl Christian Führer dagegen kann überzeugend die Bedeutung von Medienstandorten für das urbane Leben in Hamburg darlegen und behandelt einsichtig deren Selbstrepräsentationen und -inszenierungen im Stadtraum.²⁵ Er widmet sich in seinen Ausführungen dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in der sich die Verlagshäuser einerseits durch ihre Gebäude präsentierte, andererseits auch das Leben in der Innenstadt durch die Aussendung ihrer Lastkraftwagen, Motorradboten und Straßenverkäufer jeden Tag aufs Neue prägten. Für die Inszenierung einer Zeitung war dies von grundlegender Bedeutung, auch wenn der Absatz über den Straßenverkauf eine eher geringe Rolle spielte. Es ging, so Führer, »um eine größtmögliche Sichtbarkeit der Zeitung. Die Präsenz des Blattes auf den Straßen sollte eindringlich seine Bedeutung für deren Bewohner und die enge Verbindung zwischen Zeitung und Stadt demonstrieren« (S. 109). Der Standort von Verlagsbauten wie auch deren Inszenierung waren hierbei von essentieller Bedeutung. So machte das nationalsozialistische *Hamburger Tageblatt* seinen Zeitungsbetrieb durch Fenster von der Straße aus sichtbar und öffnete sich damit »gegenüber der Stadt und den Passanten.« Der Zeitungsbetrieb sollte im Produktionsprozess wahrgenommen werden und »definierte damit einen wichtigen Ort städtischen Lebens« (S. 114). Dieser Ort wurde insbesondere an Wahlabenden in der Weimarer Republik zu einem zentralen Ort politischer Öffentlichkeit. Der *Hamburger Anzeiger*, um ein weiteres Beispiel zu nennen, präsentierte regelmäßig Wahlergebnisse an der Fassade seines Verlagshauses, und so wurden die Versammlungen der politischen Bürger zu einem Massenspektakel mit volksfestartiger Atmosphäre, an dem »der Ruf nach Würstelbuden« (S. 115) laut wurde.

Die Perspektive Karl Christian Führers vereint überzeugend zentrale raumtheoretische Ansätze mit Überlegungen aus der neuen Politikgeschichte unter Bezugnahme auf gesellschaftliche und medienhistorische Entwicklungen. Führer kann damit die Bedeutung der Medialisierung für verschiedene Bereiche urbaner Lebenskultur aufzeigen und, was nicht immer gelingt²⁶, Medienentwicklung, Politik und öffentliches Leben direkt an die Stadt und den spezifischen Lokalcharakter Hamburgs rückbinden. Führers Beitrag ist einer der wenigen, in dem Raumstrukturen und Handlungspraktiken im Raum analytisch verbunden werden.

Auch Daniel Siemens behandelt in seiner Dissertation die Bedeutung der Medialisierung für das großstädtische Leben, konzentriert sich jedoch stärker auf mediale Inhalte.²⁷

24 Andreas Fickers, Sichtbar hörbar! Rundfunkapparat und Stadt – Knoten im vernetzten Kommunikationsraum, in: Zimmermann, Zentralität, S. 83–103.

25 Karl Christian Führer, Stadtraum und Massenmedien. Medienstandorte als urbane zentrale Orte in Hamburg in der Zwischenkriegszeit, in: ebd., S. 105–134.

26 So beispielsweise in den Ausführungen von Daniel Siemens zu Paris in seiner hier besprochenen Dissertation »Metropole und Verbrechen«. Vgl. Daniel Siemens, Metropole und Verbrechen. Die Gerichtsreportage in Berlin, Paris und Chicago 1919–1933 (Transatlantische Historische Studien, Bd. 32), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 444 S., geb., 54,00 €.

27 Mit einer ähnlichen Perspektive auf Medien und Stadt untersuchte auch Philipp Müller Berichtserstattungen über Kriminalität. Vgl. Philipp Müller, Auf der Suche nach dem Täter. Die öffentliche Dramatisierung von Verbrechen im Berlin des Kaiserreichs, Frankfurt/Main 2005.

Er untersucht Gerichtsreportagen in Berlin, Paris und Chicago zwischen 1919 und 1933.²⁸ Diese erfasst er als »Interdiskurse«²⁹, die zwischen rechtswissenschaftlichen Fachdiskursen (»Spezialdiskurse«) und »Alltagsdiskursen« (S. 24 f.) vermitteln. »Die Gerichtsreportagen«, so Siemens, »bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen Fakten und Fiktion, wollen einerseits objektiv Zeugnis ablegen von den Vorgängen im Gerichtssaal, andererseits aber auch eine spannende [...] Geschichte erzählen« (S. 38). In der Untersuchung von Kriminaljustiz und deren medialer Aufarbeitung in drei verschiedenen städtischen Kontexten dienen die Städte als Lokalisierungspunkte, um die Gerichtsreportagen und ihr Publikum an deren Entstehungs- und Rezeptionsumfeld rückzubinden. Hierbei bedient sich Siemens Ansätzen der Mediengeschichte und politischen Kulturgeschichte, und so finden Überlegungen zu symbolischen und performativen Handlungen Eingang in seine Interpretationen.³⁰ Naheliegender erscheint es, Gerichtsverhandlungen als »konkrete, performative Praktiken (von Herrschaft und Konfliktlösung)« zu verstehen. Nach Siemens wurden durch die Berichterstattung auch Medien zu einem Teil dieser »Aufführung der Justiz« und der »symbolischen Auseinandersetzung um Normen und Werte« (S. 48).

Um die Rolle der Medien genauer zu bestimmen, widmet sich Siemens einerseits den Wechselwirkungen von Fach- und Interdiskursen in den Bereichen Recht und Justiz, Kriminologie, Psychiatrie und Eugenik. Andererseits untersucht er mit der »Inszenierung sensationeller Mordprozesse« und der Rolle von Gewalt und Geschlecht in der Berichterstattung popularisierende und sensationsheischende Aspekte der Medienberichterstattung.

Die Gerichtsreportage etablierte sich in der Zwischenkriegszeit in allen drei Städten als ein fester Bestandteil der Berichterstattung. Als Grund für diese Entwicklung schließt Siemens Transferprozesse zwischen den Städten aus. Vielmehr sieht er sie »als Folge einer parallel verlaufenen historischen Entwicklung, von ähnlichen Erfahrungen, Interessen und Problemen« (S. 113). Dieser Interpretation liegt jedoch ein etwas zu einfaches Verständnis von intermedialen Transferwegen zugrunde. So ist es zwar eher unwahrscheinlich, dass die Medien der Städte sich in direkten Beziehungen gegenseitig beeinflusst haben, doch konnten gerade literaturwissenschaftliche Studien im Bereich von Großstadtberichten ausgeprägte intertextuelle Beziehungen nachweisen, deren komplexe Austauschwege im Detail kaum nachgezeichnet werden können.³¹

Den Aufstieg der Gerichtsreportage sieht Siemens im Prozess der »Mediatisierung des Rechts« verortet, mit der »die Justiz ihre Deutungsmacht über Leben und Tod, Recht und Moral [...] neu und aufwändiger als zuvor begründen musste« (S. 192). Während in der Weimarer Republik das Verhältnis von Justiz und Presse von großen Spannungen geprägt war (»Vertrauenskrise der Justiz«), die Siemens mit dem Aufeinandertreffen einer hohen Erwartungshaltung an die Justiz mit »schweren gesellschaftlichen Krisen« (S. 191) begründet, war das Vertrauen in die Justiz in Chicago bereits seit der Jahrhundertwende stetig gesunken. Die Gründe für diesen Wandel belegt Siemens überzeugend sowohl anhand der gesellschaftlichen Entwicklung in Nordamerika (Problematik der hete-

28 Siemens.

29 Vgl. Jürgen Link, Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse. Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse, am Beispiel des Normalismus, in: Hannelore Bublitz (Hrsg.), Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt/Main 1999, S. 148–161.

30 Zur politischen Kulturgeschichte vgl. Achim Landwehr, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte des Politischen, in: AKG 85, 2003, S. 71–117; Thomas Mergel, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: GG 28, 2002, S. 574–606.

31 Vgl. Wolfgang Asholt, Stadt Wahrnehmung und Fiktionalisierung, in: Walter Fähnders/Niels Plath/Hendrik Weber u. a. (Hrsg.), Berlin, Paris, Moskau. Reiseliteratur und die Metropolen, Bielefeld 2005, S. 31–45.

rogenen Gesellschaft) wie auch anhand der speziellen Chicagoer Situation (Zunahme der organisierten Kriminalität). Die lokale Verortung der »Interdiskurse« gelingt demgegenüber am wenigsten in den Ausführungen zur Pariser Presse, in denen die Stadt merklich unspezifisch bleibt. Hier ist eine der wenigen Schwächen der Arbeit von Siemens festzustellen. Der vergleichende Ansatz von drei Städten ist gut umgesetzt, schränkt jedoch deutlich die Möglichkeit der lokalen Kontextualisierungen ein, die sowohl für die Medialisierung urbanen Lebens als auch für die »Mediatisierung des Rechts« von grundlegender Bedeutung sind, wie nicht zuletzt Benjamin Carter Hett in seiner Studie »Death in the Tiergarten« gezeigt hat.³²

Für den Zusammenhang von Medialisierung und Urbanisierung sind insbesondere die »sensationellen Mordprozesse« anzusprechen. Medien erzeugten durch ihre Berichterstattung in solchen Fällen, deren Bedingungen Siemens jeweils exemplarisch erörtert, eine große und anhaltende öffentliche Resonanz. Diese beeinflusste nicht nur unmittelbar die Gerichtsprozesse, sondern auch gesellschafts- und lokalpolitische Diskussionen und Handlungen. So gab der Prozess um die angebliche Ermordung eines Mannes durch den Gymnasiasten Krantz 1928 in Berlin Anlass, das Generationenverhältnis intensiv zu diskutieren (S. 274 ff.), und führte zu »juristischen Neuordnungen wie dem weiteren Ausbau der Jugendgerichtsbarkeit und einer veränderten Personalpolitik in Moabit« (S. 289). Gerade diese großen Medienereignisse, die auch nicht-städtische Fälle durch ihre Berichterstattung erst zu einem städtischen Ereignis machten³³, zeigen deutlich die Verbindung von Handlungspraktiken, Mediendiskursen und gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen auf, die städtisches Leben in der Moderne grundlegend bestimmen. Für den Stadthistoriker ist es bedauerlich, dass Siemens diese städtischen Faktoren nicht ins Zentrum seiner Analyse gestellt hat, was der Arbeit aber kaum negativ angerechnet werden kann.

Dieser sich grundlegend wandelnde Stadtraum weckte bei den Zeitgenossen reges Interesse und wurde einerseits mit Faszination, andererseits mit Schrecken wahrgenommen. Faszination und Schrecken waren hierbei keine Gegensätze, sondern eng miteinander verknüpft. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert entwickelten sich vor allem aus den Erfahrungen der Großstädte Paris und London neue Formen der Stadtwahrnehmung und -darstellung, die Autoren und Leser die neuartigen Riesenstädte nach ihren Licht- und Schattenseiten durchstöbern ließ. Es handelt sich um eine Form der Aneignung des Stadtraumes, in der persönliche Erfahrung, mediale Inszenierung und soziokultureller Wandel der Stadt auf das Engste miteinander verwoben sind.³⁴ Anfang des 20. Jahrhunderts war diese Begeisterung für das Leben in der Großstadt nicht abgeklungen, sondern professionalisierte sich auf Autorennseite zunehmend. Mit einer der wichtigsten Figuren der deutschen Professionalisierung von Stadterkundungen beschäftigt sich die Arbeit von Ralf Thies zu

32 *Benjamin Carter Hett*, *Death in the Tiergarten. Murder and criminal justice in the Kaiser's Berlin*, Cambridge 2004.

33 Dies zeigt deutlich der Prozess gegen die Schwestern Christine und Léa Papin, die 1933 in Le Mans, 150 Kilometer südwestlich von Paris, einen Doppelmord begangen.

34 *Klaus Müller-Richter*, »Kulturhistorische Beute«. Das Primitive im Feuilleton (1800–1900), in: *Kristin Kopp/Klaus Müller-Richter* (Hrsg.), *Die »Großstadt« und das »Primitive«*. Text – Politik – Repräsentation, Stuttgart 2004, S. 115–134; *Uwe Böker*, Von Wordsworths schlummerndem London bis zum Abgrund der Jahrhundertwende. Die Stadt in der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts, in: *ders./Cord Meckseper* (Hrsg.), *Die Stadt in der Literatur*, Göttingen 1983, S. 28–56; *Tilman Fischer*, Reiseziel England. Ein Beitrag zur Poetik der Reisebeschreibung und zur Topik der Moderne (1830–1870), Berlin 2004, S. 326; *Asholt*, S. 31–45; *Karlheinz Stierle*, *Der Mythos von Paris. Zeichen und Bewußtsein der Stadt*, München 1998; *Jan Philipp Altenburg*, Bürgerliche Beschreibungsschablonen der Großstadt. Großstadtwahrnehmung in der Gartenlaube und der Illustrierten Zeitung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *AfS* 46, 2005, S. 153–182.

Hans Ostwald (1873–1940), dem »Ethnographen des dunkeln Berlin« und Herausgeber der Berliner Großstadtdokumente.³⁵ Bei diesen Dokumenten (1904–1908) handelt es sich um eine Serie von Sozialstudien beziehungsweise Stadtreportagen in 51 Bänden zum Leben in Großstädten (vorwiegend Berlin), die, so Thies, »ohne Vorbild war und dessen Texte heute gleichermaßen als Quellenwerk zur Sozialgeschichte der Urbanisierung, als Sammlung von Reportagen aus der Berliner (und Wiener) Moderne sowie als Frühwerk der deutschen Stadtethnographie gelesen werden können« (S. 1). Tatsächlich stellen die Berliner Großstadtdokumente eine bislang weitgehend unerschlossene Quelle der Sozial- und Kulturgeschichte Berlins dar, in denen unter anderem auch der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld seine Feldstudien zur Berliner Homosexuellen-Szene publizierte. Die Wiederentdeckung dieser Dokumente ist insbesondere Peter Fritzsche zu verdanken, der in seinem Essay »Vagabond in the Fugitive City«³⁶ 1994 auf die Publikationen Ostwalds hinwies und sie neben die frühen Arbeiten der *Chicago School of Sociology* stellte. Dies machte Fritzsche nicht zu Unrecht, da sowohl die Arbeiten Ostwalds wie auch die der *Chicago School* aus dem Großstadtjournalismus hervorgegangen sind. Die Stadtforscher um Robert Ezra Park, dem Gründervater der *Chicago School*, wie auch die Autoren der Großstadtdokumente begaben sich in die zu studierenden Milieus. »Go into the district«, »get the feeling«, war der Lehrsatz Parks³⁷, »auf Streife gehen«³⁸ bezeichnete Magnus Hirschfeld seine Methode, allerdings einige Jahre zuvor. Ralf Thies und Dietmar Jazbinsek, die sich intensiv am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) mit den Großstadtdokumenten auseinandergesetzt haben, war unter anderem die Ähnlichkeit in der Methode Grund zur Annahme, dass die »Berliner Schule« die Chicagoer Schule grundlegend beeinflusst habe.³⁹ Ist es bisher nicht gelungen, diese direkte Wirkung anhand von Quellen überzeugend zu belegen, scheint es auch naheliegender, dass beide Gruppen ihre Inspiration im Wesentlichen voneinander unabhängig aus der bereits erwähnten Tradition der Großstadtdarstellung entwickelt haben. Die Berliner Großstadtdokumente umfassen ein weites Themenspektrum, von den dunklen Seiten Berlins, wie dem Zuhältertum, den Sekten und Verbrechern, über Freizeitmöglichkeiten, wie Sport und Kaffeehäuser, bis zu verschiedenen Personengruppen, wie »Mädel«, Lehrer und Bankiers.

Hans Ostwald selbst, wie Thies im ersten Teil des Buches darstellt, stammte aus proletarischen Verhältnissen und war als Goldschmiedegeselle ein bis zwei Jahre auf Wanderschaft gewesen, bevor er sich in Berlin als Journalist etablieren und mit Sozialreportagen vor allem über »Dunkle Winkel in Berlin« einen Namen machen konnte. In seiner Darstellung idealisiert Thies den Autodidakten Ostwald und seine eigenwillige »Ein-Mann-Sozialforschung« (S. 109), die »Berichte aus erster Hand« (S. 103) liefere. »Es dürfte«, so Thies, »in diesen Jahren keinen zweiten Autor gegeben haben, in dessen Tex-

35 Dietmar Jazbinsek/Ralf Thies, »Großstadt-Dokumente«. Metropolenforschung in Berlin, Berlin 1996.

36 Peter Fritzsche, Vagabond in the Fugitive City. Hans Ostwald, Imperial Berlin and the Grossstadt-Dokumente, in: JCH 29, 1994, S. 385–402.

37 Rolf Lindner, Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtforschung, Frankfurt/Main 2004, S. 117. Ausführlicher zu den journalistischen Wurzeln der Chicago School Rolf Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt/Main 1990.

38 Magnus Hirschfeld zitiert nach Jazbinsek/Thies, »Großstadt-Dokumente«.

39 Ebd., S. 54. Vgl. auch Dietmar Jazbinsek/Ralf Thies, Berlin – Chicago 1914. Die Berliner Großstadt-Dokumente und ihre Rezeption durch die Gründergeneration der Chicago School of Sociology. Bericht von den Recherchen in der Joseph Regenstein Library der University of Chicago, Berlin 1998; Dietmar Jazbinsek/Bernward Joerges/Ralf Thies, The Berlin »Großstadt-Dokumente«. A forgotten precursor of the Chicago School of Sociology, Berlin 2001. Jazbinsek und Thies schließen ohne Inhaltsanalyse aus wenigen Quellen auf ein »intensives Rezipieren«, das mit den angeführten Belegen jedoch nicht überzeugend nachgewiesen werden kann.

ten sich eine solche Galerie an Großstadtfiguren in vergleichbarer Anschaulichkeit und Lebendigkeit abgebildet findet« (S. 102).

Das zweite Kapitel widmet sich den Großstadtdokumenten selbst und behandelt neben der Editionsgeschichte auch deren Autoren und die Konzeption der Reihe. Thies sieht in der Reihe eine »Art Forschungslabor [...], in dem verschiedene Modelle der Beobachtung und Beschreibung des urbanen Lebens« (S. 154) von den Autoren gewählt wurden. Diese bezeichnen ihre Texte als »Studien«, »Skizzen« und »Augenblicksbilder« (ebd.) und behandeln die unterschiedlichsten städtischen Lebensbereiche. Erwähnenswert sind die Ausführungen zu dem vierzigköpfigen Autorenkollektiv, von Thies als »[i]ntellektuelle Vagabunden« (S. 133) bezeichnet. Ostwald bevorzugte wohl »junge Journalisten und Praktiker«, nicht selten »fragwürdiger Herkunft«, die zumeist »ihren Aufstieg in intellektuelle Berufe eigenen Bildungsanstrengungen« (S. 137) verdankten. Die Autoren waren »herorragende Netzwerker, die sich nach Kräften gegenseitig unterstützten« (S. 146).

Diese interessanten Befunde zum Berliner Autorenkollektiv werden durch die häufig deutlich werdende persönliche Begeisterung von Ralf Thies für die Großstadtdokumente, ihre Autoren und insbesondere Hans Ostwald getrübt, wobei die Darstellung im abschließenden Kapitel konterkariert wird. Darin behandelt Thies die Umorientierung Ostwalds vom »Stadtforscher zum Kulturgeschichtsschreiber« (S. 215), die begleitet wurde von einer intensiven Anbiederung an den Nationalsozialismus. Dieser Wandel bleibt für Thies unerklärlich und wird sogar als »nicht untypisch« (S. 283) entschuldigt. Für analytische Einblicke in die Großstadtdokumente bleibt deshalb immer noch Fritzsches oben erwähnter Aufsatz maßgebend.

Die Erforschung des Wandels städtischen Lebens durch Suburbanisierung und Medialisierung hat durch neue, kulturwissenschaftlich geprägte Ansätze erheblich an Dynamik gewonnen. Die Medialisierung veränderte nicht nur grundlegend die Wahrnehmung der Stadt und des städtischen Lebens, sondern gleichermaßen alltägliche Handlungspraktiken und damit den Stadtraum selbst. Dass die Suburbanisierung den Stadtraum veränderte, ist geradezu als trivial festzuhalten. Dennoch ist der suburbane Raum sowohl in seinen handlungspraktischen Dimensionen, wie auch in der Entstehung neuer Formen von Öffentlichkeit und Privatheit und in der Auswirkung dieser Entwicklungen auf das Leben in der Stadt, bisher kaum untersucht worden.

III. ÖFFENTLICHER UND PRIVATER RAUM

Durch die Medialisierung entstand, wie Karl Christian Führer und Daniel Siemens in ganz unterschiedlicher Weise gezeigt haben, eine neue Form städtischer Öffentlichkeit. Dieser Wandel ging mit einer grundlegenden Veränderung von öffentlichem und privatem Raum einher. Das Stichwort der Modernisierung fasst hierbei zahlreiche Veränderungen zusammen, die sich sowohl auf die Technisierung (insbesondere in den Bereichen Hygiene, Verkehr und Kommunikation) beziehen als auch die damit zusammenhängende Veränderung von Handlungspraktiken im Stadtraum betreffen. Im Kontext der Suburbanisierung wird nicht selten ein Rückzug in die Privatheit und somit ein Rückzug aus dem öffentlichen Raum unterstellt, obwohl Öffentlichkeitsstrukturen von suburbanen Lebenswelten bisher nur unzureichend untersucht worden sind.⁴⁰ Die scharfe Trennung zwischen öffentlichem und privatem Raum kann ohnehin nur eine zugespitzte sein, deren Umsetzung im Stadtraum immer wieder neu zu hinterfragen ist. Gerade hier setzen kulturhistorische Überlegungen an und versuchen, tatsächliche Aneignungs- und Nutzungs-

40 Vgl. dazu *Gisela Mettele*, *Gemeinsinn in Suburbia? Die Gartenstadt als Utopie und zivilgesellschaftliches Experiment*, in: *Informationen zur Modernen Stadtgeschichte (IMS)* 2007, H. 1, S. 37–47, hier: S. 39 f.

weisen des öffentlichen und privaten Raumes jenseits rechtlicher Vorgaben, politischer Statements und planerischer Ideale zu beleuchten. Während die historische Forschung vom *spatial turn* ergriffen wurde, wurden die klassischen Raumwissenschaften von einem *cultural turn* erfasst⁴¹, der sich auch in dem von Christoph Bernhardt und anderen herausgegebenen Sammelband zur »Geschichte der Planung des öffentlichen Raums« deutlich niedergeschlagen hat.⁴² Zentral für die Analysen des öffentlichen Raumes ist hierbei eine Berücksichtigung sowohl des räumlich-sozialen Beziehungsgefüges als auch des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, technischen und hygienisch-medizinischen Wandels.⁴³ Diesem Anspruch nähert sich der Band in drei Themengruppen: »Die planmäßige Hervorbringung des bürgerlichen öffentlichen Raums« im 19. und frühen 20. Jahrhundert, der »Form und Funktion von öffentlichem Raum zu staatlicher Repräsentation in totalitären Systemen« der Zwanziger- bis Siebzigerjahre und der »planmäßigen Auflösung des »urbanen« öffentlichen Raums« zwischen den Fünfziger- und Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts. »Der gemeinsame Blickwinkel der [...] versammelten Beiträge ist [...] darauf ausgerichtet, etablierte historische Planentwürfe und Nutzungsmuster des öffentlichen Raums mit aktuellen Fragen nach der politisch-kulturellen Kodierung von Plätzen und Straßen in Verbindung zu bringen«⁴⁴.

Diesem Anspruch kommt der Sammelband weitgehend nach. Hervorzuheben sind neben dem einsichtigen Überblick zum Wandel des öffentlichen Raumes »zwischen Absolutismus und Liberalismus« von Gerhard Fehl die Ausführungen Christoph Bernhardts zur Hygienisierung öffentlicher Räume im 19. Jahrhundert sowie der Beitrag von Renate Kastorff-Viehmann zur Bedeutung städtischer Grünanlagen im Ruhrgebiet um 1900.⁴⁵ Alle drei Aufsätze überzeugen durch eine breite Perspektive, die machtpolitische, planungshistorische, technische und soziokulturelle Entwicklungen umfasst. Dreh- und Angelpunkt der Betrachtungen ist stets die in der Einleitung benannte kulturelle Kodierung des öffentlichen Raumes, die sich sowohl in der »habituellen Internalisierung«⁴⁶ neuer hygienischer Standards im ausgehenden 19. Jahrhundert⁴⁷ als auch durch den Bau öffentlicher Straßen und Grünanlagen domestizieren, kultivieren und erziehen wollte.⁴⁸ Der Ausbau solcher Anlagen war auch »eine Kompensation für ein [...] als defizitär erkanntes kulturelles Angebot«⁴⁹ und damit in einem stadtübergreifenden Diskurs im Ideal einer bürgerlichen Stadt verwurzelt.

41 Benno Werlen, *Cultural Turn in Humanwissenschaften und Geographie*, in: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 77, 2003, H. 1, S. 35–52.

42 Christoph Bernhardt/Gerhard Fehl/Gerd Kuhn u. a. (Hrsg.), *Geschichte der Planung des öffentlichen Raums* (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, Bd. 122), Informationskreis für Raumplanung, Dortmund 2005, 244 S., brosch., 18,69 €. Vgl. dazu auch Geppert/Jensen/Weinhold; Angela Schwarz (Hrsg.), *Der Park in der Metropole. Urbanes Wachstum und städtische Parks im 19. Jahrhundert*, Bielefeld 2005.

43 Christoph Bernhardt/Gerhard Fehl/Ursula von Petz, *Öffentlicher Raum und städtische Öffentlichkeit. Eine Einführung in ihre planungsgeschichtliche Betrachtung*, in: *Bernhardt/Fehl/Kuhn*, S. 9–27, hier: S. 10.

44 Ebd., S. 20.

45 Gerhard Fehl, *Öffentlicher Raum, Öffentlichkeit, Städtebau. Eine Skizze ihrer Transformation zwischen Absolutismus und Liberalismus (ca. 1760–1890)*, in: *Bernhardt/Fehl/Kuhn*, S. 29–69; Christoph Bernhardt, *Die Vertreibung des Wassers aus der Stadt und der Planung. Zur Hygienisierung der öffentlichen Räume im 19. Jahrhundert am Beispiel Berlins*, in: *ders./Fehl/Kuhn*, S. 71–84; Renate Kastorff-Viehmann, *Von Straßen, Volksparks und Grüngürteln. Grün und öffentlicher Raum im Ruhrgebiet 1890–1930*, in: ebd., S. 85–103.

46 Bernhardt, S. 71.

47 Vgl. dazu auch Sally Sheard, *Body and city. Histories of urban public health*, Aldershot 2000; Marjaana Niemi, *Public health and municipal policy making. Britain and Sweden, 1900–1940*, Aldershot 2007.

48 Kastorff-Viehmann, S. 88, 91.

49 Ebd., S. 102.

Im Abschnitt zum öffentlichen Raum in totalitären Systemen widmet sich nur ein Beitrag von Christiane Wolf dem nationalsozialistischen Städtebau, während gleich drei die sozialistische Stadt diskutieren. Besonders anregend liest sich unter diesen der Aufsatz Carsten Benkes, dessen Lokalstudie zur kleinen Industriestadt Ludwigsfelde gut durch die allgemeineren Ausführungen Frank Betkers zum »Städtebau in der DDR zwischen Utopie und Alltag« ergänzt wird. Grundlegendes Problem des sozialistischen Städtebaus der DDR war – dies geht auch aus dem dritten Beitrag dieses Abschnitts von Ruth May hervor – die Diskrepanz zwischen den Planungsidealen, den wirtschaftlichen Mitteln zur Umsetzung dieser Planungen und den Wünschen der Stadtbevölkerung. Planungsideal war ein großzügig angelegtes Stadtzentrum »als politischer und kultureller Mittelpunkt«⁵⁰, der mit seinen Plätzen als Ort für regimebejahende politische Demonstrationen, Aufmärsche und Volksfeiern dienen sollte.⁵¹ Sowohl in Ludwigsfelde wie auch in der von Ruth May planungshistorisch untersuchten Stalinstadt kam der Ausbau dieser zentralen Plätze bereits frühzeitig zum Erliegen.⁵² Im ersten Fall wurde der zurückbleibende Ausbau als ein Mangel an Urbanität empfunden, der durch die Nähe zu Berlin und Potsdam noch weiter verstärkt wurde. Dabei war Ludwigsfelde, wenn man das Waren-, Kultur- und Freizeitangebot betrachtet, im Vergleich zu Städten ähnlicher Größe überdurchschnittlich ausgestattet.⁵³ Die herrschende Unzufriedenheit wurde durch Aktivitäten in Jugendclubs, Vereinen und im Kleingartenwesen ausgeglichen. Im Zuge der sich seit dem Zweiten Weltkrieg durchsetzenden Fußgängerzonen⁵⁴ wurde auch in Ludwigsfelde der Ruf nach einer Ladenstraße laut, der sich in den Achtzigerjahren schließlich durchsetzen konnte. In dem Entwurf der Ladenstraße »präsenzierte sich [...] das Programm einer kleinstädtischen Hauptstraße einer erträumten ›Altstadt‹ Ludwigsfelde.«⁵⁵ Wer den öffentlichen Raum materiell gestalten durfte, war eine Frage der Macht. Wie dieser Raum dann jedoch angeeignet wurde, lag nicht ausschließlich in der Hand der Machthaber. Folglich konstatieren Tilman Harlander und Gerd Kuhn abschließend zu Recht, dass »öffentlicher Raum [...] immer auch umkämpfter Raum« (S. 240) war.

Wie umkämpft dieser Raum war, wird auch in dem Sammelband von Axel Schildt und Detlef Siegfried zu dem Thema »European Cities, Youth and the Public Sphere in the Twentieth Century« deutlich.⁵⁶ Mit der Großstadtjugend greifen die Herausgeber einen in der Stadtforschung vernachlässigten Themenbereich auf.⁵⁷ Interessant an den qualitativ sehr unterschiedlichen Beiträgen des Sammelbandes ist, dass Jugendliche überwiegend im Kontext von Konflikten behandelt werden. Bettina Hitzer untersucht die Jugendfürsorge der Inneren Mission in Berlin⁵⁸, David M. Pomfret politisch motivierte Gewalt in

50 Ruth May, Der öffentliche Raum. Eine sozialistische Interpretation in Stalinstadt, in: *Bernhardt/Fehl/Kuhn*, S. 183–197, hier: S. 190.

51 Ebd., S. 190.

52 Carsten Benke, Das Stadtzentrum als unerfüllter Wunsch. Defizite und lokale Spielräume bei der Gestaltung öffentlicher Räume in kleinen Industriestädten der DDR, in: *Bernhardt/Fehl/Kuhn*, S. 165–181, hier: S. 171 f.; *May*, S. 195.

53 Benke, S. 174.

54 In der Bundesrepublik Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg, in der DDR zunehmend in den Siebzigerjahren. Vgl. *Dirk Schubert*, Fußgängerzonen – Aufstieg, Umbau und Anpassung. Vorform der Privatisierung öffentlicher Räume oder Beitrag zur Renaissance europäischer Stadtkultur?, in: *Bernhardt/Fehl/Kuhn*, S. 199–224.

55 Benke, S. 178.

56 *Axel Schildt/Detlef Siegfried* (Hrsg.), *European Cities, Youth and the Public Sphere in the Twentieth Century* (Historical Urban Studies), Ashgate, Aldershot 2005, 162 S., geb., £ 55,00.

57 Zur Großstadtjugend um 1900 vgl. insbesondere *David M. Pomfret*, *Young people and the European city. Age relations in Nottingham and Saint-Etienne 1890–1940*, Aldershot 2004.

58 *Bettina Hitzer*, *Amid the Wave of Youth. The Innere Mission and Young German Migrants in Berlin around 1900*, in: *Schildt/Siegfried*, S. 8–26. Auf Bettina Hitzers Ansatz gehe ich ausführlich weiter unten in der Besprechung ihrer Dissertation in diesem Bericht ein.

den Zwanziger- und Dreißigerjahren in England und Frankreich⁵⁹, Alfons Kenkmann und Alexander Mejstrik jeweils rebellierende Jugendbanden, einmal im Rheinland⁶⁰, einmal in Wien während der Herrschaft des Nationalsozialismus und Sándor Horváth jugendliche »Hooligans« im sozialistischen Ungarn.⁶¹ Die Beiträge des Sammelbandes machen deutlich, dass Jugendliche in der Stadt nicht nur selbst Akteure waren und damit das Stadtbild geprägt haben, sondern vor allem auch Handlungsmotivatoren für zahlreiche Institutionen, Gruppierungen und politische Parteien. Die Bedeutung von Jugendlichen in der Stadt geht also weit über ihre bloße Anwesenheit hinaus.

Besonders hervorzuheben ist der Aufsatz von Alexander Mejstrik, der mit seinem Untersuchungskonzept die wechselseitige Wirkung der Faktoren *city*, *youth* und *public sphere* konsequent in eine Analyse umsetzt. Mejstrik untersucht die Wiener »Schlurfen«, Jugendliche (meist aus der Arbeiterklasse) im Wien der Vierzigerjahre des 20. Jahrhunderts, die als Typus durch zwei gegenläufige Diskurse in der Wiener Öffentlichkeit konstruiert worden sind: einerseits durch die nationalsozialistische Administration, die »Schlurfe« aufgrund ihres freimütigen Lebens – das sich im Wesentlichen durch Tanzen, Jazz-Musik-Hören und Politikverdrossenheit auszeichnete –, als Gefahr für die Volksgemeinschaft ansah (»the bad Schlurfe«), und andererseits durch einen Gegendiskurs Wiener Stadtbeohner, die in den »Schlurfen« keine Gefahr sahen: »They just had fun« (»the good Schluaf«). Die Untersuchung stützt sich auf die zeitgenössische Presse, nationalsozialistische Akten und Zeitzeugeninterviews. Durch die Verbindung der Perspektiven auf zeitgenössische Diskurse und jugendliche Handlungspraktiken, vereint in Wien unter nationalsozialistischer Kontrolle, kann Mejstrik die Entstehung einer spezifischen Jugendkultur aus der Konfrontation von Idealen der Hitlerjugend mit Idealen eines freimütigeren Lebens nachzeichnen.

So interessant die vielseitigen Ansätze zur Stadtjugend auch sind, so wäre für weitere Untersuchungen eine ausgeweitete Perspektive wünschenswert, die auch systematisch private Lebensbereiche mit einbezieht. Denn weder die Jugendlichen selbst noch die Jugendfürsorge der modernen Großstadt haben die Grenzen so stringent gezogen, wie es manche Forschungsansätze vermitteln. Gerade bei der Betrachtung jugendlicher Cliquen sind die Grenzen zwischen den verschiedenen Raumtypen fließend und könnten in ihrer gezielten Analyse Einsichten über die innere Urbanisierung der Stadtjugend ermöglichen, die allerdings schwierig in den historischen Quellen zu fassen ist.

Dem privaten Raum in der Stadt wird seit einigen Jahren insbesondere in der historischen Wohnraumforschung verstärkt Aufmerksamkeit gewidmet⁶², so auch mit dem Sam-

59 Pomfret.

60 Alfons Kenkmann, *The Subculture of Young Urban Workers in Germany. Blasen, Meuten und Edelweißpiraten in Rhineland and Westphalia, 1930–50*, in: *Schildt/Siegfried*, S. 43–56.

61 Alexander Mejstrik, *Urban Youth, National-Socialist Education and Specialized Fun. The Making of the Vienna Schlurfs, 1941–1944*, in: ebd., S. 57–79; Sándor Horváth, *Pubs and »Hooligans« in a Socialist City in Hungary. The Public Sphere and Youth in Stalintown*, in: ebd., S. 80–89.

62 Adelheid von Saldern, *Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute*, Bonn 1997; Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hrsg.), *Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg*, Frankfurt/Main 1988; Dieter Schott, *Wohnen im Netz. Zur Modernisierung großstädtischen Wohnens durch technische Netzwerke 1900–1939*, in: Alena Janatková/Hanna Kozinska-Witt (Hrsg.), *Wohnen in der Großstadt 1900–1939. Wohnsituation und Modernisierung im europäischen Vergleich* (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 26), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006, 474 S., geb., 62,00 €, S. 251–270; Hans-Jürgen Teuteberg, *Wohnalltag in Deutschland. 1850–1914. Bilder – Daten – Dokumente*, Münster 1985; Tilman Harlander (Hrsg.), *Stadtwohnen. Geschichte – Städtebau – Perspektiven*, Ludwigsburg 2007.

melband »Wohnen in der Großstadt 1900–1939«.⁶³ In vier Abschnitten behandeln die 21 Beiträge Wohnmilieus, Wohnpolitik, Modernisierung des Wohnens und schichtenspezifisches Wohnen, vorwiegend in ostmitteleuropäischen Städten.⁶⁴ Die noch recht junge Stadtgeschichtsforschung dieser Region ringt zurzeit noch mit verschiedenen Problemen. Einerseits existieren gewaltige Unterschiede zwischen den Städten der Großregion Ostmitteleuropa, die bisher eine strukturelle Typisierung verhindert haben. Andererseits sind deutliche Parallelen zwischen west- und ostmitteleuropäischen sozialreformerischen Debatten über die moderne Großstadt zu finden, die es erforderlich machen, das Verhältnis ostmitteleuropäischer Städte im Kontext der Diskussionen um »die« europäische Stadt zu verorten.⁶⁵ Folgerichtig heben die Autoren ausdrücklich hervor, dass es sich bei dem etablierten Bild von der osteuropäischen Stadt als rückständige Stadt um ein Trugbild handelt, und Andreas R. Hofmann konstatiert, dass der Entwicklungsrückstand erst eine »Konsequenz der gewaltsamen soziopolitischen Umwälzungen des 20. Jahrhunderts«⁶⁶ war.

Im Folgenden möchte ich nicht versuchen, eine Leerstelle des Sammelbandes zu füllen und die teilweise sehr speziellen Einzeluntersuchungen auf Strukturen ostmitteleuropäischer Städte zurückzuführen. Stattdessen sollen drei Beiträge exemplarisch ausführlicher vorgestellt werden, an denen sich verschiedene Problemfelder und Charakteristika der stadtgeschichtlichen Entwicklung Ostmitteleuropas aufzeigen lassen.

Andreas R. Hofmann untersucht vergleichend »Formen des Arbeiterwohnungsbaus im polnischen Lodz und der mährischen Landeshauptstadt Brünn vor und nach dem Ersten Weltkrieg«.⁶⁷ Trotz höchst unterschiedlicher Entwicklungen von Stadt und Industrie gab es in Lodz und Brünn sehr ähnliche soziale Missstände. Während sich die Stadt Brünn um ihren Altstadtkern relativ langsam ausweitete und erst um 1900 eine Einwohnerzahl von 100.000 Menschen umfasste, wuchs Lodz explosionsartig von einem 800-Seelendorf im Jahre 1820 zu einer industriellen Großstadt mit einer halben Millionen Einwohnern kurz vor dem Ersten Weltkrieg. In Brünn wurden durch steigende Mietpreise die in der Altstadt ansässigen Arbeiter recht schnell in Vororte abgedrängt, die damit zunehmend proletarisiert und industrialisiert wurden, während die Altstadt einen zunehmend bürgerlichen Charakter erhielt. In Lodz dagegen blieb die sozialräumliche Differenzierung geringer ausgeprägt, und ein Nebeneinander von Fabriken, Villen, Werksiedlungen und öffentlichen Gebäuden dominierte das Stadtbild. Der stetig wachsende Bedarf an Wohnungen wurde in Lodz vor allem durch einen ausgeprägten Werkswohnungsbau gestillt, während in Brünn »der Mietwohnungsbau Sache der Haus- und Grundbesitzer« (S. 238) war. Hofmann stellt die These auf, dass Lodz-Unternehmer sich »exterritoriale Kleinkönigreiche« mit eigenen Feuerwehren, Ladengeschäften und Kraftwerken schufen, um so fehlende politische Partizipationsmöglichkeiten zu kompensieren. Diese These steht noch auf einer recht dünnen Quellenbasis, jedoch ist der vergleichende Ansatz mit Blick auf die unterschiedlichen wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten lokaler Akteure für die Analyse städtischer Strukturen sehr vielversprechend.

63 Janatková/Kozinska-Witt.

64 Die Besprechung konzentriert sich vorwiegend auf die Beiträge zu ostmitteleuropäischen Städten, was nichts über die Qualität der anderen Beiträge aussagen soll.

65 Andreas R. Hofmann, Von der Spekulation zur Intervention. Formen des Arbeiterwohnungsbaus in Lodz und Brünn vor und nach dem Ersten Weltkrieg, in: Janatková/Kozinska-Witt, S. 225–248, hier: S. 226.

66 Ebd., S. 226. Dazu auch Anna Veronika Wendland, »Europa« zivilisiert den »Osten«. Stadthygienische Interventionen, Wohnen und Konsum in Wilna und Lemberg 1900–1930, in: Janatková/Kozinska-Witt, S. 271–295, hier: S. 273.

67 Hofmann. Zur Geschichte Lodzs in der Neuzeit vgl. auch Jürgen Hensel (Hrsg.), Polen, Deutsche und Juden in Lodz 1820–1939. Eine schwierige Nachbarschaft, Osnabrück 1999.

Anna Veronika Wendland widmet sich ebenfalls in vergleichender Perspektive zwei Städten, dem polnisch-jüdisch-ukrainischen und österreichischen Lemberg und dem polnisch-jüdisch-weißrussisch-litauischen Wilna.⁶⁸ Auf der Grundlage des Befundes, dass die städtischen Reformdiskurse des 19. Jahrhunderts europaweit geführt wurden, beschreibt Wendland sehr umsichtig die Professionalisierung der stadthygienischen Disziplinierungsmaßnahmen in unterschiedlichen Bereichen des städtischen Lebens. Während in Wilna bis 1914 philanthropisch-sozialreformerische Diskurse bei den unterschiedlichen Akteuren zivilgesellschaftlicher Organisationen und städtischer Institutionen dominierten, wurden im vor 1914 österreichischen Lemberg nationalistische Töne laut, die sich vor allem durch antisemitische Ressentiments ausdrückten. »Der Jude« wurde in Lemberg schnell zum Sündenbock für Überbevölkerung, für Krankheiten und für Unordnung.

Anna Żarnowska untersucht in ihrem Beitrag, wie Landarbeiter, die um 1900 in die Großstädte Warschau und Lodz zogen, sich an das Stadtleben angepasst, man könnte auch sagen, sich die Stadt angeeignet haben.⁶⁹ Die meisten Zuwanderer waren aus sozialer Not gezwungen, ihr Leben auf dem Land aufzugeben, und kamen daher bereits mit einem Gefühl der Entwurzelung in die Stadt. Der Aufbau und Erhalt nachbarschaftlicher Verhältnisse in den Arbeitersiedlungen sowie die Gestaltung der Wohnstube nach »den Regeln der bäuerlichen Kultur« (S. 46) sollten nach Żarnowska das Fremdheitsgefühl in der Stadt kompensieren. Die Normen und Gewohnheiten vom Lande tradierten sich im Arbeitermilieu bis in die nächste Generation, unter anderem gefördert durch die Abschottung der entstandenen Siedlungen, deren Bewohner häufig aus der gleichen ländlichen Gegend kamen. Im Gegensatz dazu waren die Zuwanderer um eine rasche Anpassung ihrer Kleidung an städtische Gepflogenheiten bemüht. Im Zuge von Wohnungsbauprogrammen orientierte sich die Warschauer Wohnungsbaugenossenschaft (WSM) sogar an den Wohntraditionen der ehemaligen Landbewohner, um deren Interesse für Wohnungen der WSM zu steigern. Erst um 1930 setzte sich in den Arbeiterwohnungen in Lodz, durch Abtrennung der Küche vom Wohnraum, ein von Żarnowska als »städtisch« bezeichneter Lebensstil durch. Die Gestaltung des Wohnraums war, so die Autorin, »Ausdruck der Identität in der fremden Umgebung« (S. 54), ebenso wie die Kleidung, Sprache und religiösen Praktiken. Die Wohnung spielte daher im Arbeitermilieu wie auch im Bürgertum eine wichtige Rolle in der sozialen Kommunikation.⁷⁰

Die Studien zum privaten und öffentlichen Raum in der Stadt machen deutlich, dass die Ausbildung von Strukturen und Nutzungsmustern des Stadtraumes einerseits in stadtübergreifende Entwicklungen und Diskurse eingebettet, andererseits aber auch in einem hohen Maße von lokalen Faktoren des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens abhängig sind. Hierbei fällt auf, dass insbesondere der öffentliche Raum in der Stadt meist mit Bezug auf Machtverhältnisse, Konflikte und Auseinandersetzungen um Vorrang und Kontrolle untersucht wird. So überzeugend die Feststellung vom öffentlichen Raum als umkämpftem Raum auch ist, wäre eine Perspektive auf diesen als Möglichkeitsraum, der Potenziale für Interaktionen und Handeln im städtischen Umfeld eröffnet, wünschenswert.

68 *Wendland*.

69 *Anna Żarnowska*, Veränderungen der Wohnkultur im Prozeß der Adaption von Zuwanderern an das großstädtische Leben an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert am Beispiel von Warschau und Lodz, in: *Janatková/Kozinska-Witt*, S. 41–54.

70 *Adelheid von Saldern*, Im Hause, zu Hause. Wohnen im Spannungsfeld von Gegebenheiten und Aneignungen, in: *Jürgen Reulecke* (Hrsg.), *Geschichte des Wohnens*. Band 3: 1800–1918. Das bürgerliche Zeitalter, Stuttgart 1997, S. 145–332.

IV. RAUM – NARRATIV – NETZWERK

Der »Ausdruck der Identität in der fremden Umgebung«, wie ihn Anna Żarnowska untersucht, ist grundlegender Bestandteil von Aneignungs- und Vergesellschaftungsformen in der Großstadt. Kulturelle Praktiken, repräsentativer Raum, soziale Absicherung und Netzwerke in der städtischen Gesellschaft waren auf das Engste miteinander verbunden, wie insbesondere Rebekka Habermas in ihrer Arbeit über Frauen und Männer des Bürgertums im 19. Jahrhundert zeigen konnte.⁷¹ In diesem Themenkomplex treffen drei Aspekte aufeinander, die in stadthistorischen Forschungen zunehmend thematisiert werden: Raum, Narrativ und Netzwerk. Arbeiten, die diese Aspekte analysieren, widmen sich, meist durch eine Verbindung sozial- und kulturwissenschaftlicher Methoden, einzelnen Stadtteilen oder spezifischen Gruppen in der Stadt, selten wird analog zu den Forschungen von Friedrich Lenger versucht, die Stadt in ihrer Gesamtstruktur zu erfassen.

Wahrnehmungsmuster und Narrative sind vor allem für jene stadthistorischen Untersuchungen von Bedeutung, die sich mit Minoritäten in der städtischen Gesellschaft auseinandersetzen. Dies wird insbesondere in den amerikanischen Studien von Kali N. Gross zu schwarzen Frauen in Philadelphia und Mark Wild zu multiethnischen Vierteln in Los Angeles deutlich.

Kali N. Gross untersucht in ihrer Studie »Colored Amazons« die Verschränkung von Diskriminierung und Kriminalisierung afroamerikanischer Frauen in Philadelphia um 1900.⁷² Ähnlich wie Daniel Siemens stützt Gross sich auf Gerichtsprotokolle, Polizeiberichte und vor allem Tageszeitungen, wobei der Schwerpunkt ihrer Textauswahl auf Zeitungsberichten zu kriminellen Handlungen schwarzer Frauen liegt. »Race«, »gender«, »sexuality« und »justice« sind die zentralen Aspekte der Untersuchung, denen sich Gross in fünf Kapiteln widmet. Nach einem Überblick über die Geschichte der Diskriminierung schwarzer Frauen in Philadelphia seit 1700 stehen alltägliche Erfahrungen der Diskriminierung, sowohl im Arbeitsleben als auch in der Freizeit, im Zentrum der Betrachtung. Zentral für Gross' Perspektive ist ihre Untersuchung spezifischer Narrative von schwarzen Frauen und deren Auswirkungen auf das Leben in der Stadt. Um 1900 waren insbesondere zugewanderte afroamerikanische Frauen aus den Südstaaten etablierten Vorurteilen ausgesetzt. Während schwarzen Arbeitern einigermaßen Vertrauen in ihre Arbeitskraft entgegengebracht wurde, galten schwarze Arbeiterinnen als unordentlich und unehrlich, weshalb häufig europäische Konkurrenz bei der Arbeitsvergabe bevorzugt wurde. Wenn sie Anstellung fanden, dann vorwiegend (zu 90 Prozent) als schlechtbezahlte Hausdienerinnen, eine Situation, die die Frauen nicht selten als Fortsetzung der Sklaverei empfanden. Die afroamerikanische Elite Philadelphias reagierte auf die daraus resultierende soziale Not schwarzer Migrantinnen mit dem Anspruch, das Leben der Frauen moralisch kontrollieren zu dürfen. Sie agierte dabei in bemerkenswerter Ähnlichkeit zu christlichen Netzwerken in Berlin, die gleichermaßen einwandernde Frauen vor der Unmoral großstädtischen Lebens bewahren wollten.⁷³ Die Konsequenz dieses Handelns fasst Gross in einem Satz zusammen: »Black reformers often affirmed long-standing stereotypes of black female immorality in addition to infantilizing migrant women« (S. 65).

71 *Rebekka Habermas*, *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)*, Göttingen 2000.

72 *Kali N. Gross*, *Colored amazons. Crime, violence, and Black women in the City of Brotherly Love, 1880–1910 (Politics, History and Culture)*, Duke University Press, Durham/London 2006, 260 S., brosch., \$ 21,95.

73 Dazu die Besprechung von *Bettina Hitzer*, *Im Netz der Liebe. Die protestantische Kirche und ihre Zuwanderer in der Metropole Berlin (1849–1914) (Industrielle Welt, Bd. 70)*, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2006, 446 S., geb., 54,90 €, in diesem Beitrag.

Besonders anregend lesen sich die Ausführungen von Gross zu den Reaktionen der so behandelten Frauen auf diese Diskriminierungen. Sie schildert die Entwicklung von Strategien, die es ermöglichen sollten, diese Belastungen abzufangen und sich ihrer Autonomie zu vergewissern. Ausdruck dieser Selbstvergewisserung waren einerseits Kleidungsstile, andererseits die Teilhabe am urbanen Nachtleben. »In wearing outfits of their own choosing, blacks not only signified their autonomy, but also employed style to help them recognize and be recognized by those from similar backgrounds« (S. 59). Zugleich drückte die selbst gewählte Kleidung Unabhängigkeit vom Arbeitgeber aus. Sozialreformer störten sich nicht nur an den Kleidungsstilen, sondern auch an der Freizeitgestaltung der afroamerikanischen Frauen, insbesondere dem Besuch von Tanzlokalen. Während auch weiße Frauen solche Lokale besuchten, wurden schwarze Frauen als leicht verführbar und sündhaft angesehen.

Ein weiteres Kapitel der Untersuchung widmet sich der Darstellung schwarzer Frauen als »Colored Amazons«. Gross interpretiert überzeugend die Bedeutung populärer Narrative für die Stellung von sozialen Gruppen in der Stadt. Sie reichen von der Romantisierung des Plantagenlebens in den Südstaaten bis zu einer Dämonisierung afroamerikanischer Frauen in Philadelphia. »Popular images, in fact, ridiculed and demonized African-American women's desire for better employment and better wages. Depicting them as unstable and dangerous, press linkages criminalized these aims and justified white refusals to work with blacks« (S. 114). Die Beschreibungen der »Colored Amazons« stellten schwarze Frauen, die in Verbrechen verwickelt waren, als gewissenlose Täterinnen dar, deren Schuld sich fast automatisch aus ihrer Hautfarbe ableite. Diese Wahrnehmung wurde durch die schwierige soziale Situation vieler schwarzer Frauen, die ausgeprägte Segregation in Philadelphia⁷⁴, sowie den starken Zuwanderungsstrom afroamerikanischer Frauen aus den Südstaaten verfestigt. Das Narrativ verhinderte zugleich die Möglichkeit, schwarze Frauen als Opfer zu sehen. »Black women did not register as people or as individuals connected to families or communities that would suffer loss, but rather they were likened to dark, strange things to be secretly lusted after, mocked, or feared« (S. 125). Diese Darstellungsmuster von den schwarzen Frauen – getragen und verbreitet durch Massenmedien – beeinflussten fundamental das soziale Zusammenleben in der Stadt, Bereiche der Justiz sowie Möglichkeiten der Arbeitsfindung und der Freizeitgestaltung.

Mark Wild untersucht in seiner Arbeit »Street Meeting« mit überzeugendem Konzept multiethnische Viertel in Los Angeles am Anfang des 20. Jahrhunderts.⁷⁵ Sein breiter Ansatz berücksichtigt ökonomische, soziale, politische und kulturelle Faktoren des städtischen Lebens. Wild konzentriert sich auf einige zentrale Distrikte von Los Angeles, dessen lange multiethnische Geschichte er im ersten Kapitel konzise darstellt. Diese Geschichte von Los Angeles war in mehrfacher Hinsicht für weiße »middle-class and elite Anglos« problematisch. Einerseits passte sie nicht zu dem Image von Los Angeles als »white spot of America« (S. 38), andererseits fürchtete sich die herrschende Elite vor Kriminalität, Armut und anderen »urban plagues«, deren Ursprung sie in Gruppen nicht-weißer Ethnien sahen, die das Ideal einer »city of homes« bedrohen könnten. »The city of homes was simultaneously beautiful, ethical, prosperous, and, by implication, white« (S. 42). Das Image des »white spot of America«, unter anderem von dem Herausgeber der *Los Angeles Times*, Harry Chandler, propagiert, der sich damit in erster Linie auf die politische und moralische Reinheit einer Stadt ohne Korruption bezog, wurde in rassistischen Kampagnen aufgegriffen, um zum Beispiel die Zuwanderung von Japanern in eine »weiße« Nachbarschaft zu verhindern.

74 Sam Bass Warner, *The private City. Philadelphia in three periods of its growth*, Philadelphia 1987.

75 Mark Wild, *Street meeting. Multiethnic neighborhoods in early twentieth-century Los Angeles*, University of California Press, Berkeley 2005, 298 S., geb., \$ 39,95.

Mit der Umsetzung der »city of homes« war seit 1913 unter anderem die *California Commission of Immigration and Housing* (CCIH) beauftragt, die gleichermaßen für eine »Amerikanisierung« der Stadtbewohner zuständig war. Die CCIH hierarchisierte ihren Umgang mit unterschiedlichen Ethnien deutlich. So galten europäische Zuwanderer nicht nur als sauberer und ordentlicher, sondern auch als offener für die Amerikanisierung. Eine solche Hierarchisierung fand auch bei der Vergabe von Arbeitsplätzen und Wohnungen statt, wodurch die Möglichkeiten der Niederlassung im Stadtraum erheblich eingeschränkt wurden. Rassistische Ressentiments und damit zusammenhängende soziale und wirtschaftliche Probleme der nicht-weißen Stadtbevölkerung führten sowohl bei den »non-whites« wie auch bei städtischen Institutionen zu Frust und Resignation – auf der einen Seite über mangelnde Bereitschaft zur »Amerikanisierung«, auf der anderen wegen stetiger Diskriminierung. So kommentierte ein chinesischer Immigrant: »Americans do not want us to live close to them even though they want us to become Americans« (S. 52).

In seinen weiteren Ausführungen behandelt Wild das multiethnische Zusammenleben in den von ihm untersuchten Distrikten und schlägt dabei einen Bogen von den Erfahrungen der »Central City Children« über »Mixed Couples« bis hin zu Bemühungen politischer und religiöser Interessengruppen, die multiethnischen Viertel für sich zu gewinnen. Besonders interessant ist der Versuch Wilds, sich den Erfahrungen von Kindern anzunähern, wie sich diese den Stadtraum aneigneten. Er greift hierbei weitgehend auf Erinnerungen und Autobiografien der Zeitgenossen zurück. Die Berichte reichen von romantisierenden Perspektiven, nach denen es keine interethnischen Konflikte unter den Kindern gab, bis hin zur Schilderung von Auseinandersetzungen zwischen Jugendbänden, die mal nach Straßenzugehörigkeit, mal nach Ethnizität gebildet wurden. Die Stadtverwaltung war unterdessen bemüht, die Aneignungsformen von Kindern und Jugendlichen zu lenken. Zu diesen Versuchen zählt die sogenannte »Playground movement«, die kontrollierbare Orte für die Jugend schaffen sollte. »The playgrounds that began to appear in the central districts by the early twentieth century offered controlled environments and supervised clubs in place of gang society and street life« (S. 101). Auch wenn der sozialerzieherische Ansatz hinter diesen öffentlichen Spielplätzen nicht immer Erfolge davontrug, stellten die Plätze eine Möglichkeit zum Zusammenkommen verschiedener Ethnien aus einer Nachbarschaft dar. Diese integrierenden Einrichtungen standen in deutlichem Widerspruch zu ethnischen Restriktionen in anderen Freizeiteinrichtungen, etwa zum Nutzungsverbot von einigen Schwimmbädern und Stränden für Nicht-Weiße.

Rassistische Ressentiments gab es jedoch nicht nur zwischen *whites* und *non-whites*, wie Wilds Ausführungen zu den romantischen und sexuellen Beziehungen zwischen Männern und Frauen verschiedener Ethnien deutlich machen. Während Prostituierte äußerten, dass für sie der Kontakt mit Männern anderer Hautfarbe ertragreicher sei, stellten sich Liebesbeziehungen als zentraler Konfliktherd zwischen verschiedenen Ethnien dar. Dies galt vor allem für die Beziehungen zwischen Jugendlichen, gegen die sich die Eltern der Betroffenen stellten, sowie besonders junge Männer, die Männer anderer Ethnien von »ihren Mädchen« fernhalten wollten (S. 139).

Sowohl religiöse wie auch politische Bewegungen haben versucht, die heterogenen Viertel für sich zu gewinnen, allerdings weitgehend erfolglos. Dabei schien das Vorgehen des Methodistenpredigers und späteren Bischofs G. Bromley Oxnam mit seiner Gründung der »Church of All Nations« vielversprechend anzulaufen, dies vor allem aber unter sozialen und weniger unter missionarischen Gesichtspunkten. Oxnam zielte nicht darauf, wie Wild plausibel darlegt, die Nachbarschaften zu christianisieren – jegliche Versuche stießen auf vehemente Ablehnung –, sondern ihnen soziale Unterstützung und Möglichkeiten der Freizeitgestaltung zu bieten. Die von dem Bischof gegründeten Jugendclubs brachten erfolgreich die verschiedensten Ethnien zusammen, meistens aber nur so lange,

bis die Jugendlichen das Erwachsenenalter erreicht hatten. Diese begrenzte Reichweite seiner Arbeit bewegten Oxnam schließlich zum Aufgeben.

Auch in Berlin versuchten christliche Netzwerke, junge Menschen vor den von ihnen beschworenen Gefahren der Großstadt zu bewahren, wie Bettina Hitzer in ihrer Dissertationsschrift »Im Netz der Liebe« feststellt.⁷⁶ Hitzer untersucht die Strategien und Aktivitäten der protestantischen Inneren Mission in Berlin von 1849 bis 1914, die über die Stadt ein Netz von Missionsstationen, Vereinen und Herbergen errichtete, um vor allem jungen Zuwanderern im »Moloch Großstadt«⁷⁷ beizustehen. Für ihre Analyse zieht Hitzer vor allem zeitgenössische Schriften der Inneren Mission in Berlin heran, die von Vereinsprotokollen über Zeitschriften bis zu Flugblättern reichen, und blickt das Bestreben nach Hilfestellung einerseits in sozialhistorische Prozesse, andererseits in Ansprüche und Wahrnehmungsperspektiven der vorwiegend aus dem Bürgertum stammenden Missionarinnen und Missionare ein. Hitzer möchte mit ihrer Studie das »Zusammenspiel von Wahrnehmung und sozialer Praxis« (S. 25) analysieren, was ihr überzeugend gelingt.

Die unterschiedlichen Einrichtungen der Inneren Mission erhoben in ihrer Tätigkeit stets den Anspruch, belehren und erziehen zu dürfen. Diesen leiteten die Missionarinnen und Missionare maßgeblich aus der zeitgenössischen Großstadtkritik ab, wie sie vor allem in der populären bürgerlichen Literatur verbreitet wurde. Die düsteren Darstellungen der Großstadt als »Moloch« standen jedoch häufig in deutlichem Kontrast zu Berichten der Zuwanderer selbst. Denn während die Bahnhofsmissonarinnen, die seit den Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts tätig wurden, um jungen Frauen den »richtigen« Weg in die Stadt zu weisen, diese jungen Mädchen als »vollständig ziellos, jeglicher bestimmten und zugleich berechtigten Vorstellung von der Großstadt bar« (S. 74) beschrieben, spielt dieser Aspekt in Autobiografien zuwandernder Frauen keine oder nur eine geringe Rolle. Hitzer erklärt diese Diskrepanz damit, dass die Missionarinnen und Missionare gezielt nach hoffnungslos aussehenden Frauen Ausschau hielten, um überhaupt erst tätig werden zu können. Sie stießen dabei meistens auf Skepsis und Ablehnung, da sie die Freiheit einzuschränken drohten, die junge Frauen mit der Migration in die Stadt gewonnen zu haben glaubten. Die Handlungsmöglichkeiten der Missionarinnen wurden erheblich durch die öffentliche Wahrnehmung eingeschränkt, die sich auch in zeitgenössischen Satiren niederschlug. So stellte ein Text sie als »Rudel alter Damen« dar, in der Erwartung »mancherlei Pikantes im Namen der christlichen Liebe zu erleben« (S. 61).

Älter als die vergleichsweise spät entstandene Bahnhofsmision in Berlin war das christliche Herbergswesen. Es richtete sich anfangs vor allem an wandernde Handwerksgehilfen und Dienstmädchen, die in den Herbergen nicht nur eine gesicherte Unterkunft erhalten, sondern sogleich an bürgerliche Ordnungsvorstellungen herangeführt werden sollten, um nicht den Lasten der Großstadt zu erliegen, die als allgegenwärtige Bedrohung eines moralischen Lebens gesehen wurden. Während in den Herbergen für Handwerker vorwiegend mit moralischem Druck oder materiellen Anreizen (wie Essensgutscheine für »anständige« Wanderer) versucht wurde, Einfluss zu nehmen, waren Dienstmädchenherbergen geradezu klösterlich reglementiert. Das Misstrauen junger Frauen bei ihrer Einreise in die Stadt gegenüber den Bahnhofsmissonarinnen und dem Herbergswesen scheint daher nicht gänzlich ungerechtfertigt gewesen zu sein.

Waren die Zuwanderer erst einmal in der Stadt angekommen, versuchte die Innere Mission, sie für christliche Vereine zu gewinnen, um so der »Gefährdung der Zuwanderer in ihrer Freizeit« (S. 219) entgegenzuwirken. Diese Vereine unterlagen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einem grundlegenden Wandel. Handelte es sich bei den Jünglings-

⁷⁶ Hitzer.

⁷⁷ Zu zeitgenössischen Topoi für die Gefahren der Großstadt vgl. Clemens Zimmermann/Jürgen Reulecke (Hrsg.), Die Großstadt als Moloch – das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900, Basel 1999.

vereinen um 1850 noch um ein elitäres Netzwerk für Handwerkergehilfen, wurden sie zunehmend zum Mittel, Jünglinge »vor den Unbilden der ›neuen Zeit‹ zu schützen« (S. 280). Beflügelt durch den Evangelisationsgedanken nordamerikanischer Vorbilder, bemühten sich die Vereine zunehmend um eine aktive Missionierung. Allerdings zeitigte dieser neue Elan kaum Erfolg, meistens stießen die Missionare auf Ablehnung oder Desinteresse. Grund dafür war die unter den jungen Leuten weit verbreitete Einschätzung, »bei ihnen sei ja ›nisch los‹« (S. 292). Dieses Schicksal teilten auch andere Interessengruppen mit ihren Vereinsinitiativen, »denn die große Mehrzahl von den Jugendlichen blieb sämtlichen Jugendorganisationen fern« (S. 306). Gerade diese Mehrzahl in den Quellen zu erfassen, bedeutet eine große Schwierigkeit für die historische Forschung. Gleichwohl kann Bettina Hitzer mit ihrer Analyse die enge Verschränkung von Wahrnehmungsformen und sozialen Praktiken insbesondere im Bereich der christlichen Jugendfürsorge darstellen und analysieren.

Mit einem besonderen Schwerpunkt auf die Faktoren Segregation und Integration widmen sich die Untersuchungen von Armin Owzar und Nicola Wenge den Aspekten Raum, Narrativ und Netzwerk.⁷⁸ Owzars Arbeit »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold«. Konfliktmanagement im Alltag des wilhelminischen Obrigkeitsstaates« gehört fraglos zu den innovativen stadtgeschichtlichen Forschungsarbeiten der letzten Zeit, auch wenn der Stadtbezug im Titel nicht zum Ausdruck kommt.⁷⁹ Owzar untersucht vielschichtig und umsichtig Kommunikationspraktiken im wilhelminischen Hamburg vor 1914 und fragt sowohl nach Abgrenzungen im Stadtraum als auch nach Beschränkungen von Kommunikationsinhalten und -formen an verschiedenen Orten der Stadt – kurz: Wer sprach mit wem, wie, über was? Dabei geht es ihm nicht um mediale, sondern um interpersonale *face to face*-Kommunikation, einem Forschungsfeld, dem jüngst wachsende Aufmerksamkeit gewidmet worden ist.⁸⁰

Erstausdrücklich ist das ausgeprägte Segregationsverhalten in der Hamburger Stadtgesellschaft, das hier nur exemplarisch angesprochen werden kann. So riegelte sich die Hamburger Oberschicht konsequent von Mittel- und Unterschichten ab und zog auch innerhalb ihrer eigenen schmalen Schicht scharfe Grenzen. Juden, Zuwanderer, Offiziere und soziale Aufsteiger »galten in der guten Gesellschaft Hamburgs als unerwünscht« (S. 75). Damit erneuerte sie im ausgehenden 19. Jahrhundert eine Grenze, die mit der Salonkultur ein Jahrhundert zuvor erst aufgeweicht worden war. Öffentliches Leben in Hamburg, wie es zeitweise im 19. Jahrhundert existiert hatte, verschwand zunehmend zugunsten geschlossener Gesellschaften. Kleinbürgertum und Proletariat trafen sich zum geselligen Austausch zwar in Kaffeehäusern, Kneipen oder Lokalen, doch diese waren meist selbst auch »geschlossene Räume«, wie Owzar treffend feststellt. Während die Oberschicht diesen grundsätzlich fern blieb, zogen Mittel- und Unterschichten selbst in sozial heterogenen Stadtvierteln unsichtbare Grenzen. Eine Reihe nonverbaler Zeichen, von der Kellertreppe bis zur Getränkekarte, verdeutlichte hierbei die soziale Zugehörigkeit zu spezifischen Orten. Der Abstieg über eine Kellertreppe wies ebenso wie der Verkauf von Kartoffelschnaps auf eine proletarische Gaststätte hin, während Likör eindeutig bürgerlichen Kreisen zuzuordnen war.⁸¹ Doch »solche nahezu unüberschreitbaren Grenzen existierten

78 Zu diesem Themenkomplex vgl. insbesondere den 46. Band des Archivs für Sozialgeschichte (2006) zu dem Rahmenthema »Integration und Fragmentierung in der Europäischen Stadt«.

79 Armin Owzar, »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold«. Konfliktmanagement im Alltag des wilhelminischen Obrigkeitsstaates (Historische Kulturwissenschaften, Bd. 8), UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2006, 482 S., brosch., 54,00 €.

80 Moritz Föllmer (Hrsg.), Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert, Stuttgart 2004.

81 Vgl. Owzar, S. 88 f.

nicht nur zwischen den verschiedenen Klassen, sondern auch innerhalb der Arbeiterklasse« (S. 90) und trennten zum Beispiel den Fabrikarbeiter vom Kutscher.

Die Gesellschaft Hamburgs scheint sich kurz nach der Jahrhundertwende weitgehend in private, geschlossene Räume zurückgezogen zu haben. Dies Absterben des öffentlichen Raumes, wie es Richard Sennett mit dem Niedergang des Ancien Régime diagnostiziert hat⁸², geht nach Owzar nicht auf eine architektonische Veränderung des öffentlichen Raumes zurück, sondern vielmehr auf »Faktoren wie das Wohnverhalten« (S. 403).

Scheinbar konträr zur Studie Owzars steht der Befund, dass sich in der »Sattelzeit der Modernisierung«⁸³ zwischen 1880 und 1930 Großstädte zu »gewaltigen Kommunikationsmaschinen« (Karl W. Deutsch) entwickelt haben, die sich »durch eine besondere Häufung, Verdichtung und Vernetzung von Einrichtungen und Möglichkeiten der Kommunikation auszeichneten.«⁸⁴ Wie Karl Christian Führer in seinem oben besprochenen Beitrag gezeigt hat, blieb auch Hamburg von diesem Trend nicht unberührt. Die gegenläufigen Entwicklungen von wachsender Öffentlichkeit durch Medialisierung und rückläufiger Öffentlichkeit im Stadtraum werden erstaunlicherweise von Owzar nicht näher thematisiert.

Das ausgeprägte Segregationsverhalten schildert Owzar anschaulich für verschiedene Bereiche des städtischen Lebens, für Straßen, Parks und Zoos, für das politische Leben, für Religionsgemeinschaften, für unterschiedliche Ethnien sowie für die verschiedenen Geschlechter. Angesichts des hohen Maßes an Segregation stellt sich die Frage, wer überhaupt mit wem kommuniziert hat. Nach Owzar schlugen die verschiedenen Segregationskriterien mit unterschiedlichem Gewicht zu Buche. Innerhalb einer Schicht konnten Sozialdemokraten und Antisemiten, Christen und Juden durchaus ins Gespräch kommen, doch »mehrerheitlich gingen sich Bürger und Arbeiter, Sozialdemokraten, Liberale und Antisemiten, Christen und Juden, milieugebundene Katholiken und Protestanten aus dem Weg« (S. 405). Dieses Kommunikationsverhalten bezeichnet Owzar als »präventives Schweigen«, als eine »auf Konfliktvermeidung ausgerichtete Taktik, die auch dort praktiziert wurde, wo Kontaktmöglichkeiten prinzipiell bestanden« (ebd.).

Direkt an Owzars Studie lässt sich Nicola Wenges Dissertation zu »Integration und Ausgrenzung in der städtischen Gesellschaft« anknüpfen.⁸⁵ Wenge widmet sich in ihrer Arbeit vor allem der jüdischen Bevölkerung Kölns zwischen 1918 und 1933 und nähert sich der Thematik in einer »akteurs- und handlungsorientierte[n] Studie des städtischen Raums, die die Auswirkungen antisemitischen Denkens und Handelns auf das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Köln sozial differenzierend untersucht« (S. 20). Wenge betrachtet dieses Verhältnis auf der Ebene nachbarschaftlicher, familiärer und freundschaftlicher Beziehungen, aber auch in institutionalisierten Bereichen von Kunst und Kultur, sowie Wissenschaft und Politik. Ihren Zugriff über Medien, Selbstzeugnisse und Dokumente verschiedener städtischer Institutionen (Behörden, Vereine, Kirchen, Parteien, Schulen) bezeichnet Wenge als mittlere Analyseebene der Stadt. Sie möchte eine Brücke zwischen einer quantitativen sozialhistorischen Analyse und der qualitativen Analyse von Vorstellungsbildern, Handlungsweisen und Gruppenbeziehungen schlagen. Wenge ge-

82 *Richard Sennett*, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt/Main 2004.

83 *Adelheid von Saldern*, *Wohnen in der europäischen Großstadt 1900–1939. Eine Einführung*, S. 11–38, hier: S. 11.

84 Vgl. *Habbo Knoch*, *Schwellenräume und Übergangsmenschen. Öffentliche Kommunikation in der modernen Großstadt, 1880–1930*, in: *Geppert/Jensen/Weinhold*, S. 257–286, hier: S. 262.

85 *Nicola Wenge*, *Integration und Ausgrenzung in der städtischen Gesellschaft. Eine jüdisch-nichtjüdische Beziehungsgeschichte Kölns 1918–1933* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 206), Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2005, 479 S., geb., 51,00 €.

lingt es durch ihren Zugriff, komplexe Verschränkungsprozesse des jüdisch-nichtjüdischen Zusammenlebens in Köln in den Blick zu bekommen. Wichtig sind ihr hierbei die wechselseitigen Verhältnisse von antisemitischen Narrativen, sozialen Praktiken und institutionellen Diskriminierungen der jüdischen Bevölkerung. Mit Blick auf die Formen der Vergesellschaftung und des Kommunikationsverhaltens, wie es Owzar untersucht, sind insbesondere Wenges Ausführungen zu nachbarschaftlichen Beziehungen interessant, während die Kapitel zu Wissenschaft und Politik für den städtischen Kontext an analytischer Schärfe verlieren.

Für jüdische und nichtjüdische Kinder war das gemeinsame Spiel in der Altstadt Kölns, in der sich vor allem im Thieboldsgassenviertel ärmere jüdische Immigranten aus Osteuropa niederließen, Teil einer nicht hinterfragten Normalität, auch wenn antijüdische Ressentiments zu ihrem »kollektiven Erfahrungskanon« (S. 79) gehörten. Auch gegenseitige Hilfeleistungen, wie der Beistand im Krankheitsfall, gehörten zu den alltäglichen Praktiken des nachbarschaftlichen Lebens. Allerdings scheinen »lockere Kommunikationsformen, wie etwa der Schwatz vor der Haustür oder im Laden« (S. 75), zwischen Erwachsenen kaum eine Rolle gespielt zu haben, zumindest werden sie von Zeitgenossen nicht erinnert. Die Ursachen für diese Diskrepanz lässt sich mit Armin Owzars These von einem »präventivem Schweigen« erklären. Wenges Schilderungen sozialer Praktiken ergänzen das von Owzar konstatierte Segregationsverhalten und erfassen einen von ihm ausgeblendeten Faktor. Ansonsten bestätigt Wenge Owzars Ergebnis, dass die einzelnen Faktoren der Segregation unterschiedlich ins Gewicht fielen und in erster Linie schichtenspezifisch waren. Besonders Ostjuden setzen sich im besonderen Maße von anderen Teilen der städtischen Gesellschaft ab, wurden aber auch gleichermaßen von jüdischer wie nichtjüdischer Seite, insbesondere dem Bürgertum, isoliert und diskriminiert.

Im Bereich von bürgerlich-städtischen Kulturinstitutionen hielt sich dagegen eine Diskriminierung der jüdischen (bürgerlichen) Bevölkerung in Grenzen. Bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten waren jüdische Kulturförderer eng in kulturelle Institutionen eingebunden, vom damaligen Westdeutschen Rundfunk bis zum Karnevalsverein. Insbesondere die Rundfunkbelegschaft wehrte sich erfolgreich gegen nationalsozialistische Einflussnahmen, so dass »jüdische« Inhalte bis 1933 einen festen Bestandteil des Radioprogramms darstellten. Auch wenn gerade von kulturkonservativer Seite im katholischen Milieu »antijüdische Vorstöße im lokalen Raum« (S. 206) initiiert wurden, waren antijüdische Dispositionen »in den Köpfen der einfachen Bevölkerung [...] noch zu schwach, die Interessen der Milieu- und Stadtspitzen zu inklusionsfreudig und die Traditionen des Miteinanders im Bürgertum zu eng geknüpft« (ebd.), als dass sich antijüdisches Verhalten hätte durchsetzen können.

Wenges Analyse der städtischen Gesellschaft kann die von Owzar thematisierten Dimensionen städtischer Kommunikation durch ihre fokussierte Studie der jüdischen Bevölkerung in den verschiedenen Bereichen der Stadt um einige Aspekte, vor allem aber um soziale Handlungspraktiken erweitern. Die zahlreichen Ergebnisse auf den unterschiedlichen Ebenen können hier kaum erschöpfend zusammengefasst werden. Deutlich wird, dass »Integration und Ausgrenzung eng miteinander verwoben [waren] und [...] bisweilen von denselben Personen situativ und in Abhängigkeit von ihrem Gegenüber praktiziert« (S. 422) wurden. Der Antisemitismus in Köln war also nicht strukturell determiniert, sondern wurde »situativ von einzelnen Personen und Institutionen verbreitet« (S. 436). So kam es auch zu phasenverschobenen Entwicklungen in den in unterschiedliche Traditionen eingebetteten Bereichen der städtischen Gesellschaft. Im Wirtschaftsleben setzten sich »die judenfeindlichen Vorstöße am klarsten durch« (S. 431), da der Antisemitismus hier auf eine lange Tradition von Narrativen vom »verderblichen jüdischen Einfluss« im Wirtschaftsleben zurückgreifen konnte.

Der äußert komplexe Themenbereich von Judentum und Stadt wurde unlängst von Joachim Schlör in seiner Arbeit »Das Ich der Stadt« thematisiert.⁸⁶ Er analysiert »Debatten über Judentum und Urbanität, 1822 bis 1939«, wobei er seine Betrachtungen bis in die Gegenwart auf neuere Forschungsliteratur zur jüdischen Geschichte und zur Stadtgeschichte ausweitet. Forschungsliteratur dient ihm hierbei zum einen als Grundlage seiner Ausführungen, zum anderen als Objekt seiner Analyse. Dass Schlör den Wechsel zwischen diesen beiden Betrachtungsperspektiven nicht immer scharf trennt, schränkt den wissenschaftlichen Wert seiner essayistischen Arbeit erheblich ein, und so ist die Lektüre dieses Buches nur bedingt lohnenswert.

Für seinen Quellenkorpus hat Schlör versucht, »möglichst umfassend alles zu lesen, was zwischen 1829 und 1938 im deutschen Sprachraum und mit Bezug vor allem auf Berlin, aber auch – nicht *in extenso* [...] – auf Städte wie Budapest, Lodz, Odessa, New York und selbst Tel Aviv zum Verhältnis von Judentum und Urbanisierung geschrieben wurde« (S. 33). Angelpunkt der Analyse dieses nicht klar eingegrenzten Quellenkorpus ist ein Text des jüdischen Journalisten und Schriftstellers Moritz Goldstein aus dem Jahr 1938, der in seiner Schrift »Die Sache der Juden« die Utopie einer Stadt Israel entwirft, einer Millionenstadt zur Rettung der Juden vor der Verfolgung und Vernichtung durch die Nationalsozialisten. Schlör lässt seine Quellen ausgiebig zu Wort kommen, referiert und kommentiert antisemitische und zionistische Narrative sowie Geografen und Volkskundler des 19. und 20. Jahrhunderts. In seinen Ausführungen geht es Schlör nicht um eine chronologische Darstellung der Entwicklung der unterschiedlichen Diskurse, sondern vielmehr um Motive und Narrative in den Debatten. Schlör bezeichnet seine Art des Schreibens selbst als »großes Rauschen« (S. 303), ein Rauschen der Diskurse aus zahlreichen, unsystematisch zusammengetragenen Texten. In diesem Rauschen der Diskurse verliert man bei Schlör als Leser recht schnell die Argumentation aus den Augen, für die Wissenschaft sind seine Ausführungen daher kaum zu gebrauchen. In dem Rauschen findet sich ein Argument immer wieder: »Der Jude ist der Stadtbewohner par excellence« (Kartusky) (S. 193). Schlör spürt das Stereotyp und tradierte Elemente desselben umfassend bis in aktuelle Forschungsarbeiten auf und kommentiert diese zeitweise recht polemisch.

Besonders zu erwähnen sind Schlörs Ausführungen zum Eruw, der sogenannten Sabbatschnur. Das Legen des Eruw schuf einen eingegrenzten Raum, der private und öffentliche Bereiche des jüdischen Lebens verband. Diese Verbindung erlaubte religionsgesetzlich das Gehen und Tragen von Gegenständen am Sabbat in einem so erweiterten Privatbereich. Die alten Stadtmauern waren nicht selten Teil des Eruw. Somit standen jüdische Gemeinden bei der Schleifung der Mauern vor dem Problem, die Grenze symbolisch neu errichten zu müssen. Die Errichtung dieser Grenze mittels der Sabbatschnur, die meist an hohen Stangen auf beiden Seiten der Straße befestigt wurde, ist bis heute Bestandteil hitziger Debatten über Getto-Ängste und als fremd empfundene Symbole im Stadtraum. Die Debatten um den Eruw und die damit zusammenhängende Vermischung von öffentlichem und privatem Raum eröffnen den Blick auf zentrale Themenfelder der Urbanisierungs- und Modernisierungsgeschichte, wie es auch in dem oben dargestellten Stadtforschungskonzept der *Grenze* von Moritz Föllmer und Habbo Knoch deutlich wird.

Die Arbeiten von Kali N. Gross, Mark Wild, Bettina Hitze, Armin Owzar, Nicola Wenge und Joachim Schlör zeichnen sich durch eine Gemeinsamkeit aus: Sie untersuchen Auswirkungen von Wahrnehmungsformen und Narrativen von spezifischen sozialen Gruppen auf deren Vergesellschaftungsformen und -möglichkeiten in der Stadt. Die

86 Joachim Schlör, *Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität (1822–1938)* (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur, Bd. 1), Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2005, 512 S., geb., 69,90 €. Vgl. dazu auch Heft 2/2005 der Informationen zur modernen Stadtgeschichte mit dem Themenschwerpunkt »Stadt und jüdisches Leben«.

Ausbildung von Netzwerken zwischen verschiedenen Gruppierungen, ob auf sozialer, politischer oder kultureller Basis, stützt sich hierbei vor allem auch auf nonverbale Identifikationsmerkmale, die von Kleidungsstilen bis hin zu Einrichtungsgegenständen reichen. Diese Form der Netzwerkbildung findet sich sowohl bei afroamerikanischen Migrantinnen in Philadelphia als auch bei Hafenarbeitern in Hamburg der Kaiserzeit. Von den Netzwerken, die vor allem der Selbstbestimmung dienen, lassen sich (meist bürgerliche) Netzwerke unterscheiden, die den Anspruch erheben, kontrollierend auf andere zu wirken, vor allem auf jene, die jeweils als sozial und moralisch untergeordnet betrachtet werden. Auch wenn – wie die besprochenen Arbeiten zeigen – sich die Untersuchung der Aspekte Raum, Narrativ und Netzwerk bereits in der Forschung etabliert hat, sind Arbeiten, die das Zusammenspiel verschiedener Netzwerke in der Stadt fokussiert in den Blick nehmen, dringend erforderlich.

V. FAZIT

In den besprochenen Untersuchungen spiegelt sich deutlich die von Gerd Held konstatierte Hinwendung zu Teilanalysen der Stadt wider, die nicht zuletzt durch Ansätze aus dem Kontext der kulturellen Wenden, insbesondere dem *spatial turn*, bedingt ist. In der stadthistorischen Forschung kommen vor allem jene Ansätze zum Tragen, die handelnde Akteure in das Zentrum ihrer Betrachtung stellen. Dieser akteursorientierte Zugriff auf der Mikro- und Mesoebene hat in den letzten Jahren eine Fülle an neuen Erkenntnissen hervorgebracht. Gleichwohl bleibt bei dieser begrenzten Perspektive eine gewisse Leerstelle zurück, die den Wunsch nach Überblicksdarstellungen laut werden lässt, die die zahlreichen Einzelbefunde auf übergeordnete Strukturen von Städten zurückführt und Typologien präsentiert.⁸⁷ Als eine tragfähige Methode, die Teilanalysen direkt mit übergeordneten Strukturen in Verbindung zu setzen, erweist sich der vergleichende Blick auf mehrere Städte. Gerade im Bereich der aktuell intensiv diskutierten Themenfelder des sich wandelnden Stadtraumes durch Suburbanisierung und Medialisierung, wie auch der Ziehung, Verschiebung und Überschreitung von Grenzen im öffentlichen und privaten Raum, ist die Rückbindung lokaler Charakteristika an übergeordnete Strukturen unabdingbar. Der Brückenschlag zwischen den verschiedenen Ebenen gelingt insbesondere den um kulturtheoretische Ansätze erweiterten klassischen Raum- und Planungswissenschaften. Doch während bei diesen mancherorts handlungspraktische Faktoren der Raumkonstitution zu inhaltsleeren Referenzen verkommen, laufen Ansätze aus rein kulturhistorischer Perspektive Gefahr, die Stadt als Ganzes aus dem Blick zu verlieren.

Fest in der Forschung etabliert hat sich ein Ansatz, der die Vergesellschaftungsformen spezifischer Personengruppen in der Stadt untersucht. Die Lokalisierung dieser Personengruppen im Stadtraum, ihre Vernetzung untereinander, ihre Beteiligung am städtischen Leben, sowie ihre Eigen- und Fremdwahrnehmung stellen in unterschiedlicher Gewichtung die Hauptperspektiven der in diesem Zusammenhang vorgestellten Studien dar. Bedauerlicherweise handelt es sich meist um Arbeiten zu einzelnen Städten, so dass eine im überregionalen Maßstab vergleichende Perspektive dringend wünschenswert ist. Studien wie die von Andreas R. Hofmann oder Anna Veronika Wendland⁸⁸, die durch die Gegenüberstellung sehr verschiedener Städte wichtige Ergebnisse zu Tage fördern, ermuntern dazu, sowohl den Status ›Hauptstadt‹ als auch die krampfhaft konstruierte Ähnlichkeit als Vergleichsgrundlage für Städte hinter sich zu lassen.⁸⁹

87 So auch Hofmann, S. 225.

88 Besprochen in diesem Beitrag.

89 Vergleiche von Hauptstädten stellen die Mehrheit der Stadtvergleiche dar, nicht selten mit dem schalen Beigeschmack, sich dadurch nicht weiter um Gründe für die Auswahl der Städte be-

Die stadthistorische Forschung hat durch die Theorien und Methoden der Kulturwissenschaft zweifellos zu neuer Blüte gefunden, und ihre Möglichkeiten scheinen noch lange nicht ausgeschöpft zu sein. Es bleibt jedoch zu hoffen, dass sie sich bei der Ausschöpfung dieser Möglichkeiten nicht selbst in einer Fülle von zusammenhanglosen Einzelheiten verliert.

mühen zu müssen. Jüngere Hauptstadtvergleiche: *Florian Altenhöner*, Kommunikation und Kontrolle. Gerüchte und städtische Öffentlichkeiten in Berlin und London 1914–1918, München 2008; *Hans Manfred Bock*, Berlin – Paris (1900–1933). Begegnungsorte, Wahrnehmungsmuster, Infrastrukturprobleme im Vergleich, Bern/Berlin etc. 2005; *Daniel Kiecol*, Selbstbild und Image zweier europäischer Metropolen. Paris und Berlin zwischen 1900 und 1930, Frankfurt/Main 2001; *Hagen Schulz-Forberg*, London – Berlin. Authenticity modernity and the metropolis in urban travel writing from 1851 to 1939, Brüssel 2006.